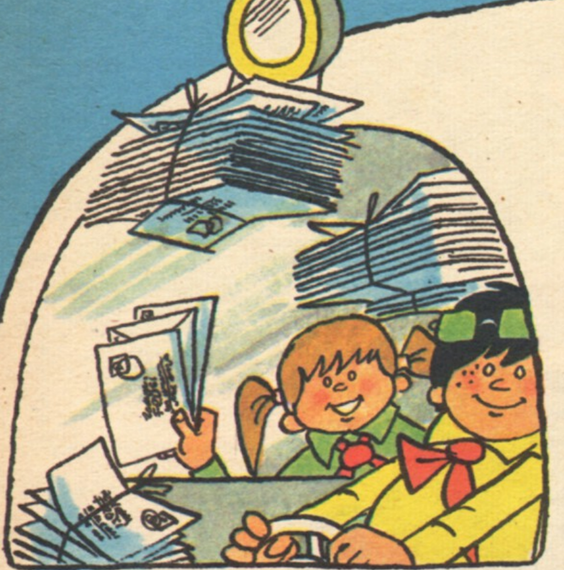

FRÖSI
PIONIERMAGAZIN
FRÖHLICH SEIN
UND SINGEN
8/84
Ferienspiel „Meine Heimat DDR"
Auf geht's zum großen Ferienspiel.
Viel zu entdecken ist das Ziel.
Schreibt das Erlebte dann auf Karten,
weil wir auf eure Zuschrift warten.
Zeichnung: Richard Hambach

FRÖSI-LESERDISKUSSION



Du hast gefragt, was ist Glück? Ich habe meine Eltern gefragt. Mein Vati hat mir vorgeschlagen, in Meyers Handlexikon nachzuschlagen. Das habe ich gemacht. Da steht:

1. Glück ist allgemein ein günstiger Zufall.
2. Glück ist allgemein ein erfreulicher Zufall.
3. Glück ist Ethik, innere Befriedigung, z. B. über gute Taten, vorbildliche Leistungen und Erfolgserlebnisse.

Mehr steht nicht da, aber ich kann von mir aus sagen, Glück ist für mich, daß Frieden ist.

Jeannette Fischer, 7580 Weißwasser

Mein Opa hat mir viel vom zweiten Weltkrieg erzählt. Darum ist es Glück für mich, daß ich noch keinen Krieg erlebt habe. Glück ist auch, wenn man gute Zensuren mit nach Hause bringt. Ich freue mich riesig, daß ich in einem sozialistischen Land lebe.

Rico Rotsch, Klasse 5c, Paul-Wage-OS Dölzig

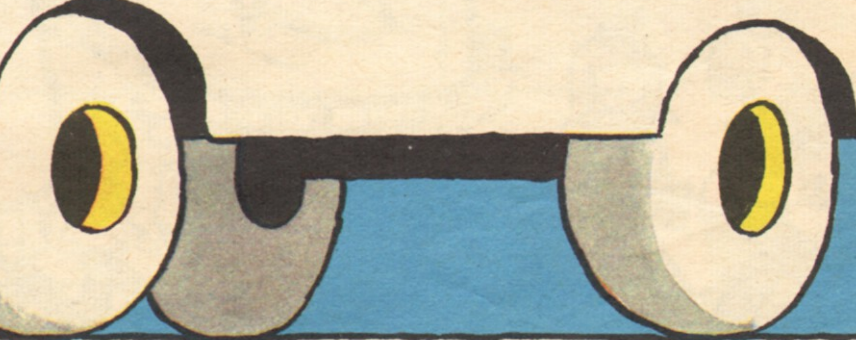
Ich finde, man sagt immer leicht dahin: „Dein Glück", „Glück gehabt" usw. Aber ist das wirklich unser Glück? Ich glaube, unser Glück hängt von was anderem ab. Als das größte Glück auf Erden würde ich den Weltfrieden bezeichnen. Denn wenn kein Frieden ist, dann gibt es auch kein anderes Glück mehr für uns. Und unser größtes Glück ist im Moment sehr bedroht. Wir dürfen es nicht dulden, daß man das Menschenglück kaputt macht durch Raketen oder Atombomben. Nur wenn das Glück erhalten bleibt, können wir unseren Beruf, unsere Schulzeit und vieles andere mit Freude erfüllen. In kapitalistischen Ländern, wo es Arbeitslosigkeit gibt, bezeichnen die Leute vielleicht ihren Beruf als ihr Glück, denn sie haben ja wirklich Glück, wenn sie einen Arbeitsplatz, der ihnen noch nicht einmal gesichert ist, haben. Wir, im Gegensatz dazu, brauchen keine Angst zu haben, daß unsere Arbeit vielleicht schon morgen ein anderer hat. Der Frieden sichert uns unsere Arbeit und alles andere. Auch unsere Wohnungen werden durch den Frieden gesichert. Was Menschen in langer Zeit mühevoll erbaut haben, darf nicht einfach rücksichtslos zerstört werden. Man könnte noch vieles mehr aufzählen, was von unserem Glück abhängt.

Silvana Vollmer, 7700 Hoyerswerda

Glück bedeutet für mich Frieden, Geborgenheit, Essen und Trinken, Bewegung, Schule und Beruf. Glück ist kein Zufall.

Petra Schlenkrich, 8801 Pethau





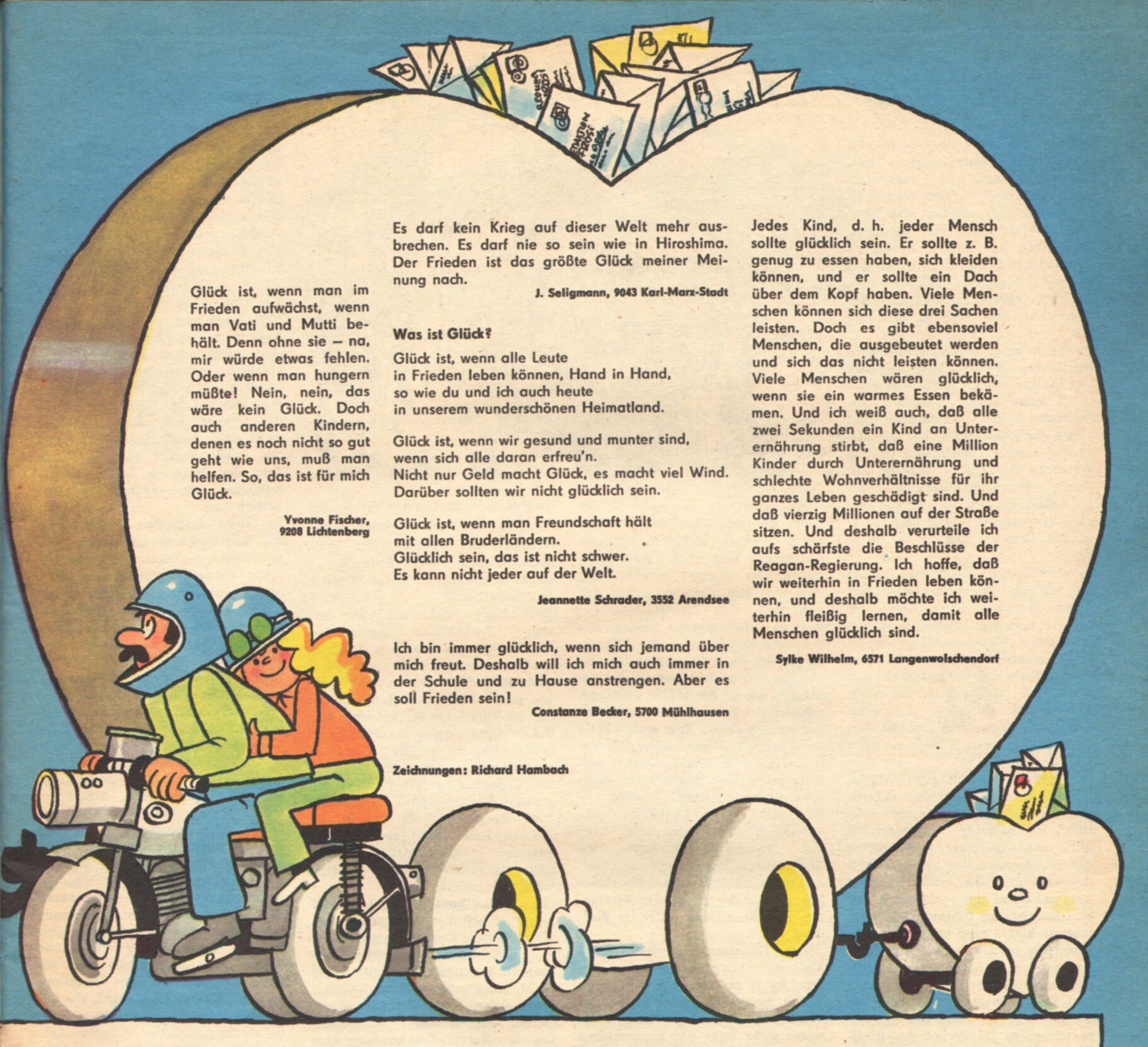
WAS IST GLUECK?

Ich verstehe unter Glück, wenn man in Frieden aufwachsen und lernen kann, wenn man noch keinen Krieg miterlebt hat. Glück ist auch, in einem sozialistischen Land zu leben, in dem man jetzt zur Schule gehen kann. Ich muß nicht hungern wie andere Kinder in der Welt, und das ist ein Glück. Vor einigen Tagen habe ich einen Brief aus der Sowjetunion bekommen, das war für mich auch Glück.

Annett Buschendorf, Klasse 5c Paul-Wage-OS Dölzig

Ich finde, alle Kinder der DDR haben das Glück gehabt, nicht in einem kapitalistischen Land geboren zu sein. Ich habe Glück gehabt, beide Eltern zu besitzen. Sie lieben mich, und ich brauche keine Angst zu haben, sie heute oder morgen durch einen Krieg zu verlieren, so wie jetzt vielleicht libanesische Kinder. Ich bin glücklich, im Frieden lernen, spielen und arbeiten zu können. Also, ich würde sagen: Glück ist Leben im Frieden.

Christin Gerstung, 6206 Dorndorf



Glück ist, wenn man im Frieden aufwächst, wenn man Vati und Mutti behält. Denn ohne sie – na, mir würde etwas fehlen. Oder wenn man hungern müßte! Nein, nein, das wäre kein Glück. Doch auch anderen Kindern, denen es noch nicht so gut geht wie uns, muß man helfen. So, das ist für mich Glück.

Yvonne Fischer, 9208 Lichtenberg

Es darf kein Krieg auf dieser Welt mehr ausbrechen. Es darf nie so sein wie in Hiroshima. Der Frieden ist das größte Glück meiner Meinung nach.

J. Seligmann, 9043 Karl-Marx-Stadt

Was ist Glück?

Glück ist, wenn alle Leute
in Frieden leben können, Hand in Hand,
so wie du und ich auch heute
in unserem wunderschönen Heimatland.

Glück ist, wenn wir gesund und munter sind,
wenn sich alle daran erfreu'n.
Nicht nur Geld macht Glück, es macht viel Wind.
Darüber sollten wir nicht glücklich sein.

Glück ist, wenn man Freundschaft hält
mit allen Bruderländern.
Glücklich sein, das ist nicht schwer.
Es kann nicht jeder auf der Welt.

Jeannette Schrader, 3552 Arendsee

Ich bin immer glücklich, wenn sich jemand über mich freut. Deshalb will ich mich auch immer in der Schule und zu Hause anstrengen. Aber es soll Frieden sein!

Constanze Becker, 5700 Mühlhausen

Zeichnungen: Richard Hambach

Jedes Kind, d. h. jeder Mensch sollte glücklich sein. Er sollte z. B. genug zu essen haben, sich kleiden können, und er sollte ein Dach über dem Kopf haben. Viele Menschen können sich diese drei Sachen leisten. Doch es gibt ebensoviel Menschen, die ausgebeutet werden und sich das nicht leisten können. Viele Menschen wären glücklich, wenn sie ein warmes Essen bekämen. Und ich weiß auch, daß alle zwei Sekunden ein Kind an Unterernährung stirbt, daß eine Million Kinder durch Unterernährung und schlechte Wohnverhältnisse für ihr ganzes Leben geschädigt sind. Und daß vierzig Millionen auf der Straße sitzen. Und deshalb verurteile ich aufs schärfste die Beschlüsse der Reagan-Regierung. Ich hoffe, daß wir weiterhin in Frieden leben können, und deshalb möchte ich weiterhin fleißig lernen, damit alle Menschen glücklich sind.

Sylke Wilhelm, 6571 Langenwolschendorf

Ich meine, daß das Glück von einem starken Sozialismus abhängt. Die USA wollen verhindern, daß der Frieden in der ganzen Welt gesichert wird. Sie wollen aus Europa ein Euroshima machen. Doch das darf nicht passieren. Frieden, das ist das Glück der Kinder. Mit Solidarität kann man zum Glück anderer beitragen, z. B. Spielzeug für Nikaragua. Obwohl jeder eine andere Sprache spricht, können wir uns mit der Sprache der Freundschaft verstehen. Ohne Frieden gibt es keine Kindheit, keine Zukunft. Die Erwachsenen wünschen, daß jeder von uns glücklich wird, zu einem ehrlichen, gerechten und treuen Menschen heranwächst. Das ist für mich das Glück.

René Trenkmann, 7231 Syhra

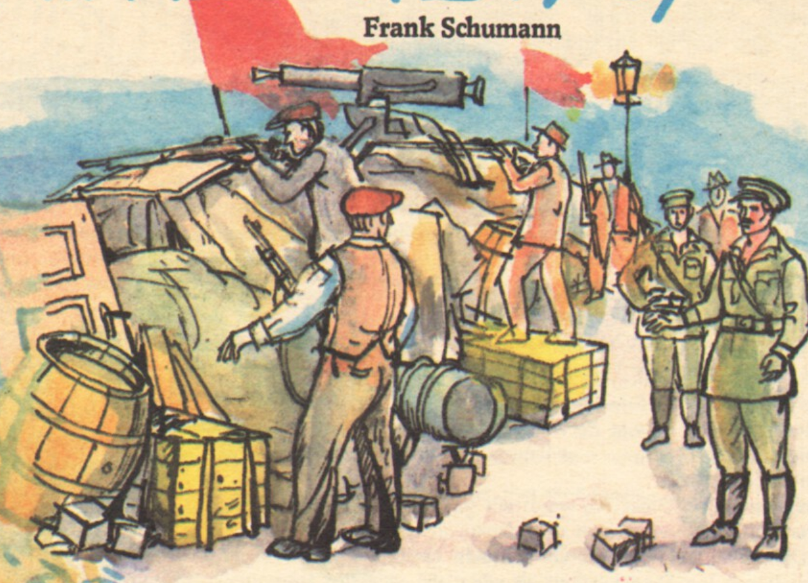
Das Glück ist das Gefühl der Befriedigung, das ein Mensch empfindet, wenn seine Taten der Gesellschaft Nutzen bringen, wenn er von einem Kollektiv, das er achtet, wiedergeachtet wird, wenn er von einem Menschen, den er liebt, wiedergeliebt wird, wenn ihm seine Arbeit Freude macht und wenn er seine Anlagen und Talente frei entfalten kann. Natürlich gehört zum Glück auch, daß die vernünftigen materiellen Bedürfnisse befriedigt werden. Kapitalisten sehen oft im rohen Sinnesgenuß und materiellem Reichtum ihr höchstes Glück. Dabei kümmert sie nicht das Schicksal der anderen, und es stört sie nicht, daß sie ihr vermeintliches Glück nur auf Kosten des Unglücks der Ausgebeuteten genießen können. Glück ist nicht gleich Glück. Viele sind glücklich, wenn sie z. B. in der Biologiestunde nicht zur Leistungskontrolle dran waren. Glück ist z. B. die Befriedigung, wenn man anderen ein Geschenk macht und diese Person sich wahrhaft freut.

Katrin Liedl, 7300 Döbeln

Die Frösi-Leser-Diskussion „Was ist Glück?" geht in Heft 9/84 weiter. Hast du auch schon geschrieben?

Wedding, 1. Mai 1929, spätabends

Frank Schumann



Schüsse zerreißen die Stille der Nacht. Die Straßenlaternen sind längst schon zersplittert, man sieht kaum die Hand vor den Augen. Es ist stockfinster. An den staubigen Häuserfluchten bricht sich das dumpfe Rattern der Polizeiwagen. Seit Stunden schon tobt im Wedding der ungleiche Kampf. Gustl Sandtner*, die Stirn sorgenvoll gekraust, schließt das Fenster und zieht die Vorhänge zu.

Am Tisch sitzen leitende Funktionäre des Kommunistischen Jugendverbandes (KJVD) und der KPD vom Wedding, zehn Leute. Sandtner, der Politische Leiter in diesem Berliner Unterbezirk der KPD, hat die Genossen hierher bestellt, um mit ihnen über die Lage zu beraten. Ein Genosse vom Zentralkomitee ist angekündigt, er wird sie über die Entscheidung der Parteiführung unterrichten. Draußen knattert es unablässig.

Im Kreis dieser Genossen befindet sich auch der Jungkommunist Fritz Reuter. 18jährig ist er, gelernter Maurer und gegenwärtig Agitpropleiter des KJVD im Wedding. Hier ist er mit sieben Geschwistern in einer Proletarierfamilie aufgewachsen und schloß sich – wie sich das für einen Arbeitersohn gehörte – mit zehn Jahren der kommunistischen Kinderbewegung an. Seit 1925 ist er beim KJVD.

Fritz ist in dieser Runde der Jüngste, wenngleich auch keineswegs der politisch Unerfahrenste. Dennoch versteht er manches augenblicklich nicht: Die Anzeichen hatten sich in den vergangenen Monaten verstärkt, daß das deutsche Monopolkapital Kurs nahm auf eine reaktionäre, auf eine faschistische Diktatur. Die herrschende Klasse ging immer brutaler gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung vor, sie baute die in der Novemberrevolution erkämpften Rechte und Freiheiten mehr und mehr ab. Die antikommunistische Hetze gipfelte schließlich im Verbot der traditionellen Demonstration am 1. Mai 1929. Diese fand heute morgen trotzdem statt! Zweihunderttausend Berliner Arbeiter folgten dem Aufruf der KPD und gingen auf die Straße.

Das wäre ja noch schöner!

Tausende Polizisten, rechtzeitig von der Reaktion zusammengezogen, fielen über die Maidemonstranten her. Sie knüppelten die Züge auseinander, eröffneten im Wedding und in Neukölln sogar blindwütig das Feuer. Dreiunddreißig Arbeiter starben im Kugelhagel, mehrere hundert wurden verletzt. Wut und Empörung ließen die aufgebrachten Proletarier Barrikaden bauen und zur Gegenwehr übergehen. Für Fritz ist diese Reaktion nur logisch. Deshalb sollte man seiner Auffassung nach den Kampf fortsetzen. Ihn wundert es allerdings, daß nicht alle Genossen seiner Ansicht sind.

Von der Wohnungstür kommt das bekannte Klopfzeichen. Gustl Sandtner öffnet. Zwei Männer treten ein. Der eine ist groß, stämmig, gut gekleidet. Als er die Mütze abnimmt, erkennt ihn Fritz: Es ist der Parteivorsitzende selbst. Zum ersten Male steht Ernst Thälmann leibhaftig vor ihm. Das vertrauliche „Teddy" will Fritz nicht von den Lippen kommen. Er besitzt zuviel Achtung vor ihm, zumal Ernst Thälmann Mitte Vierzig ist, er könnte sein Vater sein. Thälmann umrundet den Tisch, drückt jedem freundschaftlich und fest die Hand; auch Fritz, natürlich, der gehört mit zu den Vertrauten, zum politischen Aktiv im Wedding.

„Also, Genossen", beginnt Ernst Thälmann ohne Umschweife, „unsere Jungs müssen von den Barrikaden herunter!" Fritz blickt unverständig über den Tisch. Thälmann sieht wohl das Fragezeichen in seinen Augen. „Ich begreife eure ehrlichen Gefühle. Den kämpfenden Proleten gehören zu Recht die ganze Sympathie und Solidarität unserer Partei. Aber wir dürfen nicht zulassen, daß die bewaffneten Auseinandersetzungen anhalten oder sich gar ausdehnen. Warum?" Der Parteivorsitzende macht eine kleine Pause und blickt in die Gesichter der Genossen.

„Das ist eine spontane Aktion. Sie ist zu wenig unter den Arbeitermassen vorbereitet, sie wird demzufolge lokal begrenzt bleiben – die Reaktion hätte ein leichtes Spiel. Wir müssen verhindern – ich glaube nicht zu übertreiben –, daß der beste Teil der Berliner Arbeiterschaft, der revolutionäre Kern, abgeschlachtet wird." Fritz Reuter stockt der Atem: Sollte es wirklich so ernst stehen?

„Wir dürfen nicht auf eine derartige Provokation hereinfallen. Die herrschende Klasse in Deutschland will unsere Partei verbieten, nach Möglichkeit vernichten. Wenn wir uns auf einen Waffengang mit der reaktionären Staatsgewalt einließen, hätte sie den Grund, die Arbeiterbewegung stärker zu knebeln als bisher."

Die Genossen am Tisch nicken zustimmend. Thälmanns Argumente sind überzeugend. Es besteht tatsächlich keine akut revolutionäre Situation in Deutschland, der Ruf nach dem bewaffneten Aufstand wäre selbstmörderisch.

„Das Zentralkomitee hat lange beraten", fährt der Vorsitzende fort. „Glaubt mir, Genossen, wir haben es uns nicht leicht gemacht. Die Situation ist unerhört kompliziert. Nicht jeder wird unsere Entscheidung sofort verstehen und akzeptieren. Trotz alledem – wir müssen mit den Barrikadenkämpfern sprechen, damit sie sich diszipliniert zurückziehen. Darum bitte ich euch."

Es ist still geworden im Zimmer. Nachdenklich schauen die Genossen. Auch Fritz, der nun die Tragweite des Tages begriffen hat, scheint sich für seinen Irrtum fast zu schämen.

Keine halbe Stunde ist vergangen, als die Männer aufbrechen. Fritz Reuter begleitet Gustl Sandtner in die Kösliner Straße. Noch immer wird geschossen. Pflastersteine, Kisten, Bretter und Fässer hat man zusammengeworfen. Hinter zwei Deckungen hocken die Arbeiter mit ihren Karabinern und Pistolen. Oben auf der einen Barrikade thront ein Maschinengewehr. Doch das schweigt. Man hat keine MG-Munition. Die Kugeln der Polizisten pfeifen über ihre Köpfe hinweg.

„Na, Fritz, was gibt es?" Die beiden Genossen werden freudig begrüßt. „Wo greifen wir an?"

Sandtner und Reuter schütteln die Köpfe. „Nein, wir greifen nicht an. Wir ziehen uns zurück!"

Fritz redet und redet, erläutert die Lage und den Auftrag der Partei, den militärischen Kampf in eine politische Massenbewegung überzuleiten. „Wir kapitulieren nicht. Wir weichen lediglich dem Schlag des Gegners aus. Wir lassen uns nicht unter ungünstigen Bedingungen einen Kampf aufzwingen, in dem der Verlierer schon vorher feststeht: die revolutionäre Arbeiterklasse."

Es dauert einige Zeit, ehe in Berlin die Barrikaden geräumt sind. Aber sie werden geräumt. Die Partei hat einen taktischen Erfolg errungen.

In der Folgezeit sollte Fritz Reuter noch oft mit dem Parteivorsitzenden zu tun haben, das brachte seine politische Tätigkeit mit sich. Ihre Wege trennten sich erst, als im Januar 1933 das deutsche Monopolkapital seine blutige faschistische Diktatur errichtete, die Partei verbot und aufrechte Antifaschisten ins Konzentrationslager warf. Fritz Reuter wurde Moorsoldat im KZ Esterwegen, man peinigte ihn im KZ Sachsenhausen. Schließlich wurde er ins Zuchthaus Brandenburg-Görden gesteckt. Dort half ihm der gleichfalls inhaftierte Jungkommunist Erich Honecker, Verbindung mit anderen Genossen zu bekommen, die hinter Kerkermauern den Kampf gegen den Faschismus fortsetzten. 1944 flüchtete Fritz Reuter auf Beschluß der Partei aus einem Außenkommando des KZ Sachsenhausen. Bis zur Befreiung vom Hitlerfaschismus durch die Sowjetarmee im Mai 1945 organisierte er als Mitglied der illegalen Leitung der KPD Berlin den antifaschistischen Widerstand in der Reichshauptstadt.

Seit nunmehr zwölf Jahren, seit 1972, ist Fritz Reuter der stellvertretende Vorsitzende der Zentralleitung des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR. Zu den herausragenden, prägenden Erlebnissen seines Lebens zählt er – wer wollte das bezweifeln – die Begegnungen mit Ernst Thälmann, der vor 40 Jahren im KZ Buchenwald von den Faschisten heimtückisch ermordet wurde.

*Gustl Sandtner wurde von den Faschisten 1944 im KZ Sachsenhausen ermordet

Zeichnung: Hans Betcke



Hartwig Ebersbach, „Ernst Thälmann", 1974/75

Mein teuerstes Geschenk

Im Leben eines jeden Menschen gibt es Momente, die er nie mehr vergißt. Auch wenn es vor vielen, vielen Jahren war.

Man schrieb 1929. Nach Charkow kam damals der große Freund unseres sowjetischen Volkes, Ernst Thälmann, der Vorsitzende der KPD. Ich war damals zehn Jahre alt und bekam den ehrenvollen Auftrag, den hohen Gast im Namen aller Leninpioniere von Charkow zu begrüßen und ihm ein rotes Pionierhalstuch umzubinden.

Ich erinnere mich an alles so deutlich, als ob es erst gestern gewesen wäre. Freudig erregt kam ich in den schönsten und modernsten Arbeiterklub von Charkow, wo eine große Kundgebung stattfand. Im Präsidium saß Ernst Thälmann. Natürlich hatte ich großes Lampenfieber. Klopfenden Herzens ging ich auf die Bühne, wurde rot. Endlich überwand ich die Aufregung, ging auf den großen Arbeiterführer zu, stammelte ein paar Worte und band ihm das Halstuch um. Ernst Thälmann lächelte, gab mir seine starke Arbeiterhand und schenkte mir ein Abzeichen des Roten Frontkämpferbundes. Am Abend fand eine machtvolle Demonstration statt. Tausende Charkower Arbeiter, Angestellte, Studenten und Schüler gingen über den Teweljewplatz. Ernst Thälmann begrüßte die Demonstranten mit der erhobenen, geballten Faust. Wir erhoben ebenfalls unsere Faust zum Rot-Front-Gruß. Schon damals war das für uns ein Symbol des proletarischen Internationalismus.

Ich war sehr stolz auf mein Geschenk und hütete es wie meinen Augapfel. Als ich 1936 zum Studium nach Moskau fuhr, ließ ich das Abzeichen sicherheitshalber bei meinen Eltern in Charkow. Am ersten Kriegstag, dem 22. Juni 1941, wurde ihre Wohnung zerbombt. Das Abzeichen ging verloren.

Viele Jahre später, im Sommer 1973, als ich Ehrengast der X. Weltfestspiele in Berlin war, fragten mich junge Leute aus der BRD: „Was hat Sie dazu bewogen, sich am 1. Mai 1945 freiwillig als Parlamentarier zu melden, in die Zitadelle Spandau zu gehen, eine Strickleiter hinaufzuklettern und sich unter Einsatz Ihres Lebens in die Höhle des Löwen, zu den SS-Fanatikern, zu begeben?"

Darauf antwortete ich: „Wir wußten, daß in der Zitadelle nicht nur Militärs, sondern auch Greise, Frauen und Kinder waren. Um ein schreckliches Blutvergießen zu verhindern, ging ich in die Zitadelle. Damit tat ich meine Pflicht als Sowjetmensch, Kommunist und Internationalist. Denn wir Sowjetmenschen werden von klein auf im Geiste des proletarischen Internationalismus und sozialistischen Humanismus erzogen. Und nicht einmal im Krieg setzten wir das deutsche Volk mit dem deutschen Faschismus gleich."

Ein Jahr später schenkten mir Genossen aus dem Bezirk Halle ein neues Abzeichen des Roten Frontkämpferbundes. Ihr könnt euch sicher meine Riesenfreude vorstellen. Es ist für mich das schönste und teuerste Geschenk, denn es erinnert mich an den von den Faschisten ermordeten Ernst Thälmann, dessen Vermächtnis wir heute im Kampf um den Frieden gemeinsam erfüllen.

Wladimir Gall

Repro: Werner Popp

Text: Charlotte Groh
Fotos: Hans Wotin

SIE [...] DIE NETZE



Fischfang ist ein altes Gewerbe und Fischer eine alte Zunft. Seit Urzeiten legten Menschen Angeln aus, stellten Kescher und Reusen auf, oder warfen ihre Netze aus – auf Teichen, Seen und Meeren. Die einen blieben über Wochen und Monate draußen auf dem Meer, die anderen fuhren aus bei Sonnenaufgang, mit ihren Booten und Kuttern vor Küsten, auf Teiche und Seen und kehrten weit nach Sonnenuntergang zurück, Boote und Kutter – je nach Fangglück und Fanggeschick – beladen mit Fisch. Ein bißchen Glück gehört zu jedem guten Fang. Zunächst fischte jeder für sich allein, und jeder wollte seinen Fisch und seinen Fischzug machen, bis sie herausfanden, daß gemeinsames Fischen Gewinn vergrößert und Glück wahrscheinlicher macht. So war es über die Jahrhunderte, und so ist es noch heute.

Und trotzdem hat sich alles verändert im Leben und in der Arbeit der Fischer unserer Republik. Seen und Teiche sind nicht mehr Pacht- oder Privatbesitz, und kein Fischer ist mehr Gehilfe oder Knecht.

Die meisten sind heute ausgebildete Facharbeiter, einige von ihnen sind Meister oder Ingenieure, sie arbeiten zusammen in Produktionsgenossenschaften.

Die größte Produktionsgenossenschaft der Binnenfischer unseres Landes liegt im Mecklenburgischen. Wir haben sie aufgesucht. Es ist die Genossenschaft der Müritzfischer von Waren-Plau. Einhundertundfünfzehn Seen werden hier befischt und bewirtschaftet, in den Bezirken Neubrandenburg und Schwerin.

Es war die erste Produktionsgenossenschaft der Binnenfischer, vor gut dreißig Jahren haben sie Fischer von der Müritz gegründet, im Dezember des Jahres 1952. Sechsunddreißig Männer unterzeichneten die Gründungsurkunde, unter ihnen Walter Haase, Sohn armer Fischer aus einem noch ärmeren Fischerdorf. Und ihn wählten sie zum Vorsitzenden ihrer ersten Produktionsgenossenschaft, „... und zwar durch Handerheben in offener Wahl", so steht es im Gründungsprotokoll. Heute hat Walter Haase viele Auszeichnungen, darunter auch den Vaterländischen Verdienstorden in Gold. Über all die Jahre hat er seine Genossenschaft durch Höhen und Tiefen geführt, durch Stürme und Windstille, im wahrsten Sinne des Wortes. Aus Erfahrung wußte Walter Haase, daß zu einem Fischer nicht nur starke Arme gehören, sondern auch ein kluger Kopf, und er schickte seine Leute auf die Schulbank und nahm sich selbst nicht aus. Er machte seinen Meister und den Ingenieur. Er hat recht behalten: Wissen zahlt sich aus. Die Fischer erprobten neue Fang- und Zuchtmethoden, und sie zogen vollere Netze in ihre Boote und brachten mehr Fisch zum Verkauf. Heute schafft ein Fischer mit seiner Arbeit im Jahr einen Wert von rund 21 000 Mark. Um die Gründungszeit der Genossenschaft waren es etwa 4 300 Mark. Er hat also eine Steigerung des erbrachten Nutzens seiner Arbeit um mehr als das Vierfache erreicht.

Die Genossenschaft von Waren-Plau hat zwölf Brigaden, insgesamt 98 Leute. Die meisten sind Fischer, einige arbeiten in der Forellenzucht und auf der Nerzfarm – sie bringt viertausend Felle im Jahr –, andere sind in der Schlosserei oder Tischlerei beim Bootsbau zu Hause, aber alle haben zu tun mit der Arbeit auf einer Wasserfläche von fast fünfundzwanzigtausend Hektar, mehr als ein Drittel aller Seen und Flüsse Mecklenburgs, darunter die Müritz, das größte Meer im Binnenland, und der Plauer See. Für die Urlauber aus den großen Städten ein Ausflug ins Paradies, für die Fischer Sommer wie Winter Arbeitsplatz und Arbeitsalltag. Sie arbeiten je nach Größe der Gewässer in Brigaden von zwei bis zu dreizehn Mann.

Draußen auf den Seen sind die Fischer allein. Sie selbst müssen entscheiden über Tag und Zeit, über Ausfahrt und Heimkehr, sie allein sind zuständig für Arbeit und Fang. Und sie wissen, daß zu einem guten Fang mehr gehören als nur Geschick und Glück. Sie veränderten ihr Leben, und so veränderten sie sich selbst. Viele junge Fischer haben von Walter Haase gelernt, und wenn er nun seinen Fischerhut beiseite legt, weiß er seine Arbeit in guten Händen.

Wir sind mit dem Produktionsleiter verabredet, mit Ulrich Paetsch, ein wichtiger Mann in der Genossenschaft. Deshalb kennt ihn auch jeder. Er hat ein Büro mit Akten und Plänen und Bildern an der Wand, zwei Telefone und eine Sekretärin. Er trägt Bart, ist 33 Jahre alt, stammt aus Neuruppin, angelte dort als Junge an den Seen, studierte in Berlin und ging mit dem Zeugnis eines Diplom-Fischerei-Ingenieurs nach Waren. Ihn lockten die Seen, der Wald und die Fischerei, und die Binnenfischer brauchten einen Produktionsleiter. Und das ist er nun seit beinahe sechs Jahren. Er kennt die Planziele und die Produktionsziffern, die eingeholten Fänge und die Fangmethoden, die Fische und die Fischer. So auch die Brigade von Norbert Biegel in Eldenburg am Kölpinsee. Ulrich baut da sein Haus – mitten im Fischerdorf.

Wir fahren vorüber an roten Ziegelhäuschen, Hühnern, Kiefern und Buchen, auf einem Wald-Wiesen-Dorfweg in Richtung Kölpinsee. Wir wollen ans Seeufer, zu den Biegels. Sie sind die jüngste Brigade der Genossenschaft. Alle acht Mann um die 30 Jahre alt.



WERFEN AUS

Fischer an der Müritz



Netze hängen ausgebreitet über Stangen, Boote liegen an Land, ein Holzhaus im See, auf Pfählen gebaut, Karpfenteiche mit Pumpstation und Kühlhaus, Baracken mit Arbeits- und Aufenthaltsräumen.

Wir treffen die Männer um Norbert Biegel in ihrer Unterkunft, sie bessern Netze aus und reden über ihren Fang, den sie heute morgen eingebracht haben und mit dem sie sich sehen lassen können. Noch auf dem See haben sie die Fische sortiert, zumeist Karpfen, Zander und Plötze, und jeden Fisch einzeln aus den Schlingen des Netzes geborgen. Jungfische werden dem See sofort zurückgegeben.

„Es waren ein paar schöne Exemplare drunter", meint Detlef Richter, obwohl er sicher größere Fänge kennt. Er war bei den Hochseefischern und hat die Meere befahren, bevor er nach Eldenburg kam. Der größte Zander, den die Eldenburger bisher aus dem Wasser fischten, wog einundzwanzig Pfund.

Norbert Biegel nimmt einen der Fische auf den Arm. „Es ärgert mich", sagt er, „wenn sie unsachgemäß behandelt oder verletzt werden oder zu jung zum Verkauf kommen." Im Holzhaus am See hängen Lattenkästen, die ins Wasser reichen. Darin werden die Fische vorübergehend aufbewahrt. Seefischerei sei eine körperlich schwere Arbeit, sagt Biegel, aber eine schöne Sache. Jeden Tag draußen sein, in der Natur. Wer die ersten Winterstürme und Fröste überstanden habe, der bleibe Fischer sein Leben lang.

Biegel ist jetzt seit drei Jahren in Eldenburg und da der Brigadeleiter. Nach dem Abitur hat er die Fachschule in Storkow-Hubertushöhe besucht und dort seinen Ingenieur für Binnenschifferei gemacht. Bis vor kurzem war er mit 27 Jahren der Jüngste in seiner Brigade, aber diesen Rang habe ihm nun der Wolfgang Pitzner abgelaufen, der sei gerade von der Armee zurückgekommen.

Wir stehen am Seeufer. Die Ausfahrt richte sich nach Wetter und Fangbedingungen. Biegel führt Boote vor und allerlei Fanggerät. Fischer sind eben Fänger und Fische die Gefangenen.

Vier bis fünf Meter lange Holzstangen für die Reusen holen sich die Biegels selbst aus dem Wald. Sie schlagen Bäume und schälen die Stämme, natürlich Bäume, die ihnen der Förster angezeigt hat. Im Frühjahr werden die Reusen gestellt. Sie müssen mehrmals in der Woche gewechselt werden.

Die günstigste Jahreszeit für den Fischfang sei der Spätherbst und das zeitige Frühjahr – wenn die Fische zur Laichzeit in Küstennähe kommen. Aber eben das erfordere Sachkenntnis und Verantwortung des Fischers. Er muß den See und auch die Lebensgewohnheiten der Fische kennen und seine Fangmethoden mit Bedacht einsetzen. Die Biegels sind Netzfischer, sie fischen mit dem Zugnetz. Ein Motorboot zieht zwei Kähne, an denen das Netz befestigt ist. Wenn es ausgefahren wird, hat es eine Länge von siebenhundert Metern, und wenn es sich wieder schließt, können bei einem guten Fang bis zu 30 Tonnen Fisch im Netz zappeln – vom Aal bis zum Zander, so auch Bleie, Barsche, Forellen, Hechte, Schleie, Karpfen. Je nach Standort und Fischbesatz des Sees, je nachdem also auch, wie die Fischer den natürlichen Reichtum der Seen unterstützt haben durch gezielte Fütterung und Zusatz junger Fische. Wie der Bauer nicht nur ernten kann von seinen Feldern, sondern auch säen muß, so kann der Fischer nicht nur seine Netze werfen. Er muß auch für Nachwuchs und Erneuerung der Fischbestände sorgen.

Die Fischer haben eine Aufgabe und einen Auftrag, ihnen übertragen vom X. Parteitag der SED: Unsere Bevölkerung immer besser zu versorgen mit hochwertigem Speisefisch! Dafür ist die Fischproduktion ständig zu steigern, sind alle Gewässer zu nutzen, ist ihr Fischbesatz zu erweitern und die Fangtechnik zu verbessern.

Die Binnenfischer von Waren-Plau arbeiten deshalb eng mit anderen Produktionsgenossenschaften ihres Gewerbes zusammen. Sie wollen ihre Produktion bis 1985 im Vergleich zu 1980 beinahe verdoppeln und jedes Jahr einen Wert erwirtschaften von vier bis viereinhalb Millionen Mark. Hoch im Kurs stehen Aale, Zander und Karpfen, ob lebend frisch – wie die Fischer sagen – oder verarbeitet. Die Eldenburger haben Karpfenteiche, doch gegenwärtig überlegen sie, wie sie auch in natürlichen Seen wieder mehr Speisekarpfen ziehen können. Auch Forellen sind begehrt. Aber Forellen sind besonders empfindliche Fische. Sie stellen hohe Anforderungen an die Wasserqualität der Flüsse und Seen, sie brauchen sauberes, sauerstoffreiches Wasser, und so bauten ihnen die Fischer Netzkäfige, die zunächst an Pfählen angebunden wurden. Forellenfutter fertigten sie extra für jede Fütterung an. Später wurde mit Pellets gefüttert, industriell angefertigtes Futter. Bald entstanden auf zahlreichen kleinen und stillen Seen spezielle Anlagen mit Netzkäfigen für Forellenzucht, die größte dieser Art befindet sich bei Waren, auf dem Kogeler See. Zum Schutz vor Fischreihern, Möwen und Komoranen wurde ein riesiges Netz wie ein Dach über die Forellenkäfige gespannt. Die offenen Käfige hatten die fischfressenden Wasservögel in Scharen angelockt.

So sind Fischer nicht nur Jäger, sie sind auch Heger.

WAS gehört WOHIN?

Mädchen und Jungen aus vielen Ländern der Erde verbringen auch in diesem Jahr wieder gemeinsam mit Thälmannpionieren frohe und erlebnisreiche Ferientage in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" am Werbellinsee. Das ist ein Beitrag, den die Pionierorganisation „Ernst Thälmann" als Mitglied des Internationalen Komitees der Kinder- und Jugendbewegungen CIMEA beim Weltbund der Demokratischen Jugend leistet. Ihm gehören heute rund 60 Kinder- und Jugendorganisationen mit 55 Millionen Mitgliedern an.

„Frösi" zeigt euch hier Schnappschüsse, die in der Pionierrepublik gemacht wurden. Ordnet die Bildunterschriften den einzelnen Fotos zu.
Wir fragen: WAS gehört WOHIN? Ihr schreibt auf eine Postkarte die Nummer des Bildes und dazu den Buchstaben der Bildunterschrift.
Unsere Adresse: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Internationaler Feriensommer. Einsendeschluß: 30. September 1984.
500 Gewinner erhalten Souvenirs von unserer Pionierrepublik „Wilhelm Pieck".



1



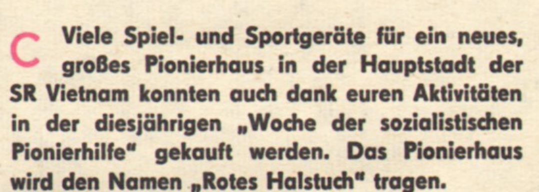
2



3

E Genau 35 Jahre alt wurde ihre Pionierorganisation am 24. April dieses Jahres. Ihr gehören die Fünkchen an, die noch kein Halstuch tragen (von 6 bis 9 Jahren), die Jungpioniere (von 9 bis 12 Jahren) und die Pioniere (von 12 bis 15 Jahren). Viele enge Kontakte pflegen wir mit unserer Bruderorganisation aus der benachbarten ČSSR.

B 1985 werden in der Hauptstadt der UdSSR die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten stattfinden. Auch die 25 Millionen Pioniere der großen Völkerfamilie des Landes bereiten sich jetzt schon aktiv darauf vor.



C Viele Spiel- und Sportgeräte für ein neues, großes Pionierhaus in der Hauptstadt der SR Vietnam konnten auch dank euren Aktivitäten in der diesjährigen „Woche der sozialistischen Pionierhilfe" gekauft werden. Das Pionierhaus wird den Namen „Rotes Halstuch" tragen.

D Am internationalen Kindertag 1974, also vor 10 Jahren, wurde in Bottrop die sozialistische Kinderorganisation der BRD „Junge Pioniere" gegründet. Aktiv beteiligen sich die Jungen Pioniere am Kampf der Friedenskräfte gegen die Stationierung der neuen USA-Raketen in der BRD und anderen westeuropäischen Ländern.

A Noch unter portugiesischer Kolonialherrschaft wurde am 1. September 1963 in Angola die Pionierorganisation „Agostinho Neto" gegründet. Ihre Mitglieder tragen ein hellblaues Hemd und ein schwarz-rotes Halstuch mit ihrem Pionieremblem.



4



5

Fotos: Horst Glocke



GAST AM **AJU·DAG**

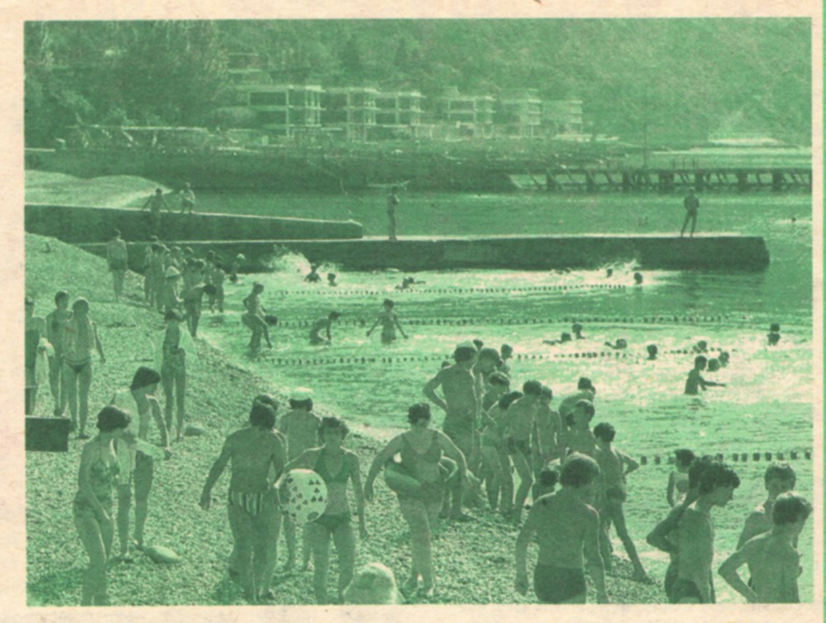


Zu Besuch im sowjetischen Allunionspionierlager Artek

Wie wird man ein echter „Artekianer", ein anerkannter Bewohner auf Zeit des aus vielen Geschichten und Filmen bekannten Pionierlagers Artek?
Für einen Thälmannpionier aus Rostock, Berlin, Annaberg-Buchholz oder anderswo in unserer Republik, der das Glück hat, einige Ferienwochen auf der Halbinsel Krim zu verbringen, ist der Weg zu einem „Artekianer" ein bißchen weit ...



Er beginnt mit einer Zugfahrt oder einem Flug jeweils bis nach Simferopol. Das ist die Hauptstadt der Krim. Von dort aus geht es mit dem Bus auf einer guten Asphaltstraße bis





an die herrliche Küste des Schwarzen Meeres. Zwischen Küstenstreifen und Krimgebirge, das bis zu 1 500 Meter hohe Bergzüge hat, liegen Kur- und Erholungsorte für die sowjetischen Werktätigen – Aluschta, Gursuf, Jalta. Und natürlich Artek, eine richtige kleine Stadt für Pioniere aus der UdSSR und ihre Freunde aus vielen Ländern der Erde.
Das erste, was man von Artek und seiner Umgebung sieht, ist der Aju-Dag, der mächtige Bärenberg, der am Ufer des Schwarzen Meeres thront und natürliche Begrenzung für das Lager bedeutet. Dann erkennt man die hellen, verandaähnlichen Bungalows, die sich an die nur wenige Meter vom Meer entfernten Berge anschmiegen oder direkt ihren Platz am Meer haben.

*

Artek wurde am 16. Juni 1925 auf Beschluß des Zentralkomitees des Komsomol und der russischen Gesellschaft des Roten Kreuzes gegründet. Etwa 30 000 Pioniere aus allen Teilen der Sowjetunion kommen in jedem Jahr nach Artek, fast 4 500 pro Durchgang. Dazu Gäste



aus sehr vielen Ländern, die schnell in die große Familie der Artek-Bewohner aufgenommen werden.

*

Artek heute, das sind über 300 Gebäude, moderne Schulen, kleine Sportplätze, große Stadien, Freilichtbühnen.
Artek, das sind zehn Teillager, in denen die Pioniere leben, z. B. das romantische Berglager oder das Meereslager, in dem man vom Bett aus fast in das meist grün schimmernde Schwarze Meer springen kann!

Typisch für die sonnendurchfluteten Wohnbungalows sind die Treppen, die alle außen an den Gebäuden entlangführen.

*

Artek, das sind auch fast sieben Kilometer Küstenlinie, meist sehr steinig und schnell ins tiefe Wasser führend. Da sich das Meer oft unberechenbar zeigt, wachen Schwimmmeister in Booten über die vielen Badelustigen. In Artek geht es nur gruppenweise ins Wasser. Das erleichtert die schwere Arbeit der Schwimmeister.

*

Artek, das bedeutet auch eine schicke, einheitliche Lagerbekleidung. Gelbe Shorts, Nickys in verschiedenen Farben mit der Aufschrift „Artek" und weiße Mützen als Schutz vor der Sonne. Schon nach wenigen Stunden im Lager weiß man nicht mehr genau, woher die Pioniere alle kommen.

*

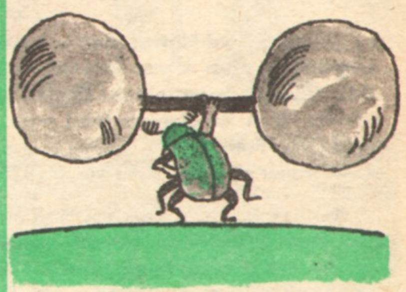
Auch wenn man das alles erkundet, erobert, gesehen und erlebt hat, ist man noch kein echter „Artekianer". Doch das zu werden, hat jeder Pionier Gelegenheit. In jedem Durchgang steht die Besteigung des Aju-Dag – die Bedingung, ein „Artekianer" zu werden – auf dem Plan. An solch einem Tag heißt es, bereits um 4.30 Uhr aufzustehen, um in der angenehmen Morgenkühle dem Bärenberg zu Leibe zu rücken. Dieser ragt 577 Meter über dem Meeresspiegel hinauf in den oft wolkenlosen Himmel. Der Weg ist lang und beschwerlich. Auf dem Gipfel angelangt, wird man mit einem herrlichen Rundumblick belohnt. Dort wird jedem bestätigt, daß er den Aju-Dag bezwang und fortan ein echter „Artekianer" ist.

Text: Michael Jahn
Fotos: Horst Glocke

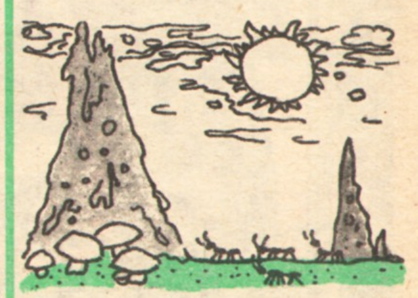
WO? WAS? WIE? WARUM?

Nicht alle Blumen kann man zu einem Strauß zusammenbinden. Die Narzisse verträgt die Nähe von Maiglöckchen nicht. In einen Waldblumenstrauß darf man keine Reseda stecken – der Strauß würde sehr schnell verwelken.
Der Flieder verträgt keine Zugluft. Stellt man Flieder in Zugluft, verwelkt er noch am selben Tag.

Die Raupe des Kohlweißlings kann eine Last hinter sich herziehen, die mehrere Male schwerer ist als sie selbst.
Doppelt so stark wie die Raupe ist die Ameise. Ein berühmter Athlet ist der Nashornkäfer. Bei einem Eigengewicht von 14 g kann er eine Last von 150 g ziehen.



Die Türme, die die Termiten bauen, sind 500mal höher als die Termiten selbst. Dieses Verhältnis ist weitaus größer als das des Menschen zu dem höchsten Wolkenkratzer.



Bei einigen Eulenarten wärmen die älteren Jungvögel die jüngeren und brüten sogar auf den Eiern.
Bei den Uhus steckt der ältere Jungvogel, wenn er genug gefressen hat, den kleineren Futter zu und wird sehr böse, wenn sie nicht fressen wollen.

•

Die Elefantenpalme

Der Stamm dieser Palme gleicht genau dem Bein eines großen Elefanten. Daher stammt auch ihr Name. Diese Schönheit wächst am Ufer des Stillen Ozeans in Südamerika. Die Einheimischen gewinnen aus dem Saft der Elefantenpalme Palmwein.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener

Zeichnungen: Christine Klemke

Aus dem Forscherleben Alexander von Humboldts (1769–1859)

Ein zweiter Kolumbus

3. Der Oberbergmeister

Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Klaus Betcke

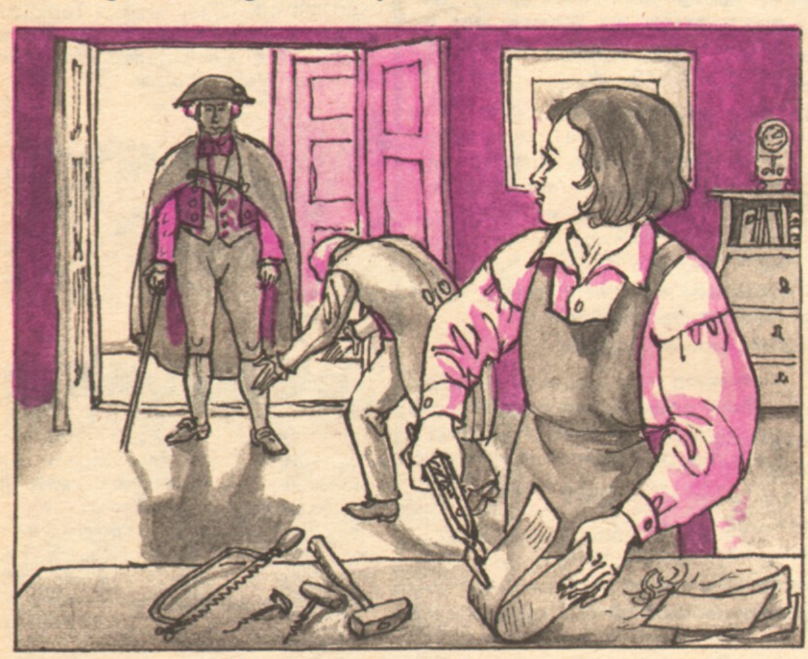
Nachdem Alexander von Humboldt sich entschlossen hatte, ferne Länder zu erforschen, bereitete er sich sorgfältig darauf vor. Er machte sich in Hamburg mit dem Seewesen vertraut, lernte mit den modernen Meß- und Beobachtungsinstrumenten, dem Spiegelsextanten und dem Chronometer umzugehen. An der Bergakademie Freiberg vervollkommnete er seine Kenntnisse in Mineralogie. Er fuhr täglich in die Gruben ein und lernte die Bergbautechnik kennen.
Um die mütterlichen Berufspläne für ihn mit seinen Forschungsinteressen zu verbinden, trat er in die preußische Bergbauverwaltung ein. Er wurde im Juni 1793 Oberbergmeister in den zu Preußen gehörenden fränkischen Herzogtümern.



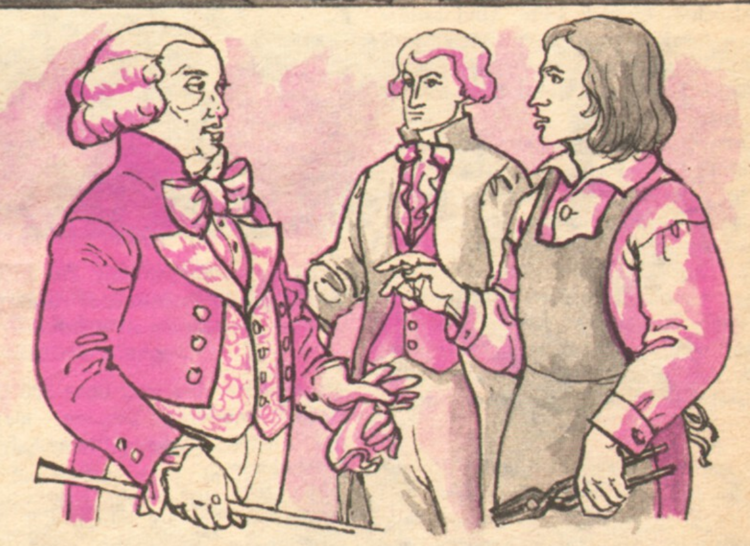
1. „Gruben und Hütten sind in einem trostlosen Zustand!" stellt der Oberbergmeister nach seiner Inspektion fest. „Man darf der Natur ihre Schätze nicht räuberisch entreißen. Planmäßiger Abbau tut not! Täglich passieren Unfälle. Den Bergleuten fehlt jede Ausbildung. Wir brauchen eine bergmännische Freischule."
„Und woher soll das Geld kommen?" „Notfalls aus der eigenen Tasche."

2. „Sehen Sie! Die Stempel sind morsch! So geht das nicht weiter. Ab sofort werden die Stollen nach meinen Anweisungen sorgfältig ausgezimmert! – Was ist mit dem Mann?"
„Wir haben ihn ohnmächtig vor Ort gefunden, Herr Oberbergmeister."
„Schnell an die frische Luft! Die Grubengase sind das Hauptübel. Warum beschäftigen sich die gelehrten Physiker nicht mit diesem Problem?"

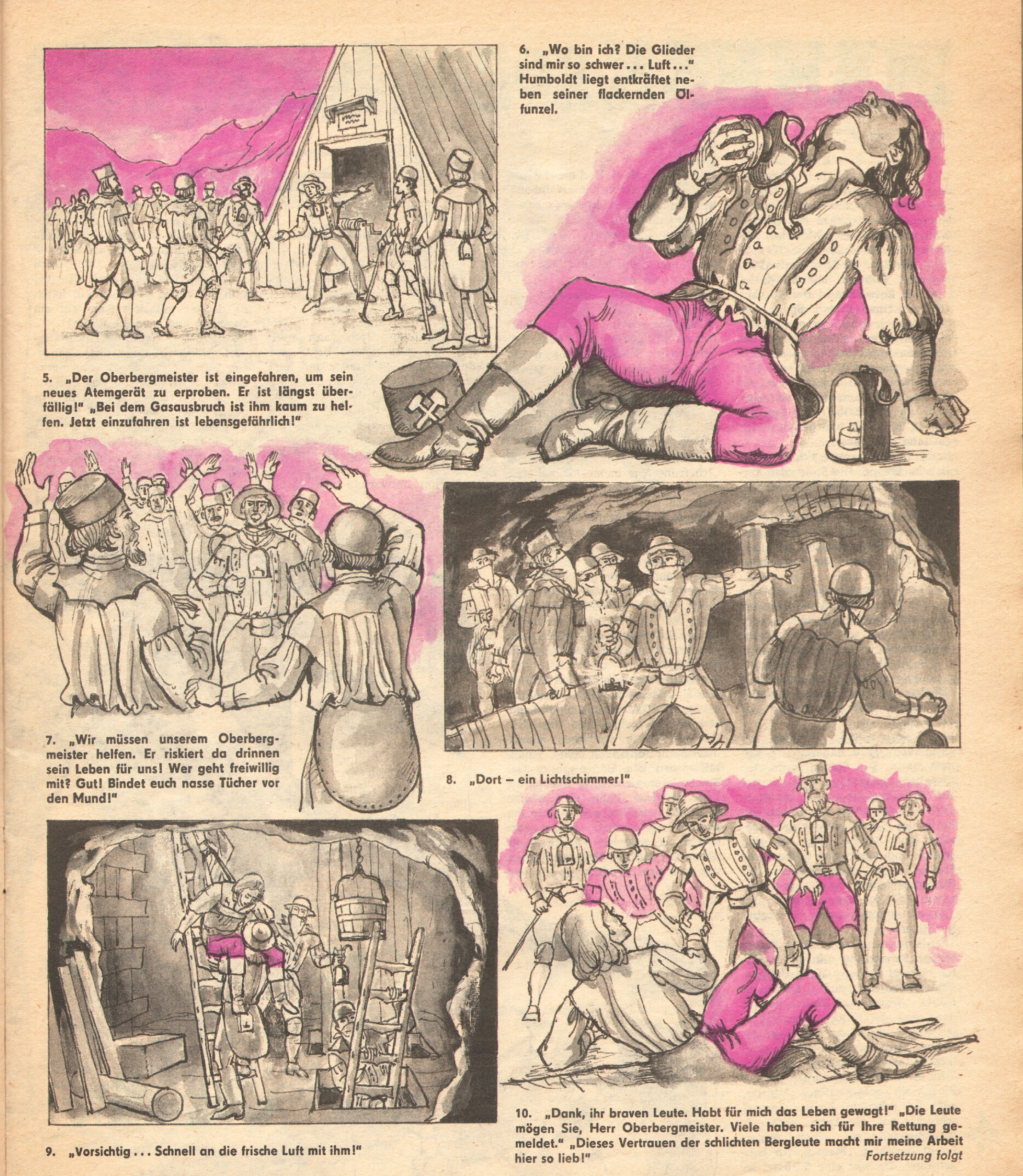




3. „Allerhöchster Besuch, Herr Oberbergmeister! Der Königlich Preußische Minister für das Berg- und Hüttenwesen persönlich!" „Seien Sie willkommen im fränkischen Bergbaurevier, Exzellenz!" „Sind Sie unter die Blechner gegangen, Herr von Humboldt?" „Gezwungenermaßen. Ich tüftele an einer Sicherheitslampe und an einem Atemgerät für die Bergleute." „Ist Ihre kostbare Zeit dafür nicht zu schade?"
„Oh, der Herr Oberbergmeister schont seine Kräfte nicht. Er hat neue Methoden für die Zimmerung und Förderung erdacht und selbst erprobt. Er hat stillgelegte Zechen in Betrieb genommen und neue Minen erschlossen!"



4. „Nun ja. Man hat am Königlichen Hofe mit Genugtuung vermerkt, daß der Ertrag sprunghaft gestiegen ist, Herr von Humboldt. Leider verbrauchen Sie aber auch ständig mehr Mittel für die Sicherheit im Berg."
„Meines Amtes ist nicht nur, die Staatseinkünfte zu heben. Ich will auch nach Kräften die Arbeitsbedingungen und das Leben der Bergleute erleichtern und die Gesundheit dieser arbeitsamen Menschen schützen!"


5. „Der Oberbergmeister ist eingefahren, um sein neues Atemgerät zu erproben. Er ist längst überfällig!" „Bei dem Gasausbruch ist ihm kaum zu helfen. Jetzt einzufahren ist lebensgefährlich!"
6. „Wo bin ich? Die Glieder sind mir so schwer ... Luft ..." Humboldt liegt entkräftet neben seiner flackernden Ölfunzel.
7. „Wir müssen unserem Oberbergmeister helfen. Er riskiert da drinnen sein Leben für uns! Wer geht freiwillig mit? Gut! Bindet euch nasse Tücher vor den Mund!"
8. „Dort – ein Lichtschimmer!"
9. „Vorsichtig ... Schnell an die frische Luft mit ihm!"
10. „Dank, ihr braven Leute. Habt für mich das Leben gewagt!" „Die Leute mögen Sie, Herr Oberbergmeister. Viele haben sich für Ihre Rettung gemeldet." „Dieses Vertrauen der schlichten Bergleute macht mir meine Arbeit hier so lieb!"
Fortsetzung folgt

MÄNNER gegen BESTIEN

WALTER BASAN

Zeichnung: Karl Fischer

Unsere TU 104 der Linie Moskau–Astrachan–Nowosibirsk war bis auf den letzten Platz besetzt. Draußen Sonnenschein zwischen freundlichen Wattewolken. Tief unter uns die Erde. Und der Schatten unseres „Vogels", der über die Landschaft strich. Mühelos. Ruhelos. Die Stewardeß schenkte Rotwein aus. Den tranken wir zu kaltem Braten. Später waberte Zigarrenqualm in der Kabine, und Schnurren machten die Runde. Komisches und Aufregendes. Halbvergessenes, frisch aufpoliert. Niemand sollte sich ausschließen. Als der Alte in der zerschlissenen Lederjacke an der Reihe war, der sich erst in Baku zu uns gesellt hatte, entstand eine Pause.

Unter uns erstreckte sich die Kirgisische Steppe. Die Stewardeß verteilte lächelnd Gebäck in Zellophantüten. – In den zwanziger Jahren habe es da unten oft am Nötigsten gefehlt, meinte der Alte nach einer Weile. „In Semipalatinsk zum Beispiel. Muß hier unten irgendwo sein."

Der Mann verschränkte die Arme vor der Brust, und ich sah, wie ihm eine leichte Röte aus dem Kragen stieg, die sich auf seinem hageren Schalkgesicht irgendwo verlor. „Ach, was wißt ihr denn von damals", räsonierte er. Dabei besann er sich offenbar auf Einzelheiten eines Geschehnisses. Und so erfuhren wir denn dies:

Einer der strengen Winter der zwanziger Jahre näherte sich seinem Ende. Die Steppe hatte den Eispanzer gesprengt und atmete sich Frühlingsluft in die zerschundenen Flanken. Von den Höhen sikkerte das Schmelzwasser in Rinnsalen und Bächen. Die Luft ging scharf, und manchmal dröhnte die Stunde unter Schneegestöber, bis die Sonne wieder die Oberhand gewann. Ein Lkw klapperte durch den Tag, ein altersschwacher, hochbeiniger Kasten.

„Verdammt und zugenäht!" fluchte dessen Fahrer, der einen erbitterten Kampf gegen Geröllschlamm, Fehlzündungen und Müdigkeit führte. „Wann zum Teufel kommt denn nun die Brücke, Gregori?"

Die Frage war an den Beifahrer gerichtet. Der hockte in sich zusammengesunken schlafend in einer Ecke. Er wurde erst munter, als ihn Pjotr, ein rotgesichtiger Sibirier, auf die Schenkel boxte. Gregori schreckte auf, die Augen noch geistesabwesend auf einen fernen Punkt gerichtet. „Mensch, ich hab' geträumt. Da war eine Schüssel so hoch wie ein Haus. Und die Hammelkeule darin reichte bis an die Wolken. Und alle Kinder von Semipalatinsk machten sich einen Spaß daraus, an Strickleitern ..."

„Dummes Zeug!" unterbrach ihn der Fahrer „Was mit der Brücke ist, will ich wissen!"

Der andere räkelte sich und winkte ab. „Hat noch Zeit."

„Erwischen wir die falsche Abfahrt, fressen wir uns mit den Rädern irgendwo im Sand fest. Unsere Kinder gehen dann auch heute wieder hungrig schlafen", knurrte Pjotr. Die Fahrt entlang eines reißenden Wildwassers ging weiter. Kahles Buschwerk duckte sich unterm zupackenden Wind. Den Chauffeur beunruhigten die Schatten dazwischen. „Ich frühstücke meine Langschäfter, wenn es hier keine Wölfe gibt", sagte er.

Gregori, ein drahtiger Kirgise, fand Wölfe nicht sonderlich aufregend. Und das sagte er auch. Er habe einmal ein junges Tier in der Falle gefangen und es in gar nicht allzu langer Zeit wie einen Hund abgerichtet, fügte er hinzu. Und sich dann auf die Brücke besinnend, meinte er: „Verlaß dich drauf, durch die Brücke machen wir drei Stunden gut."

Die Sonne verkroch sich im Gewölk wie eine Katze im Heu. Allmählich senkte sich Dämmerung übers Land. Der Motor quälte sich. Aus dem Kühlerverschluß entwichen manchmal Dampffontänen. Steine knallten gegen die Bodenwanne. Das Tempo war zu scharf. Aber Pjotr lebte in dem Wahn, den Wölfen und dem verführerischen Duft der Ladung auf diese Weise am besten zu entgehen. Und so, als könne der Kirgise Gedanken lesen, zog er seinen Hirschfänger aus dem einen Stiefelschaft und wandte sich zu einer offenen Klappe hin um. „Ein gehöriges Stück haben wir verdient. Oder etwa nicht?"

Pjotr kostete es Überwindung, als er den breiten Mund verzog, den Kopf schüttelte und brummte: „Ohne mich. Ehrlichkeit kennt keine Ausnahmen!"

„Aber Not bricht Gesetze."

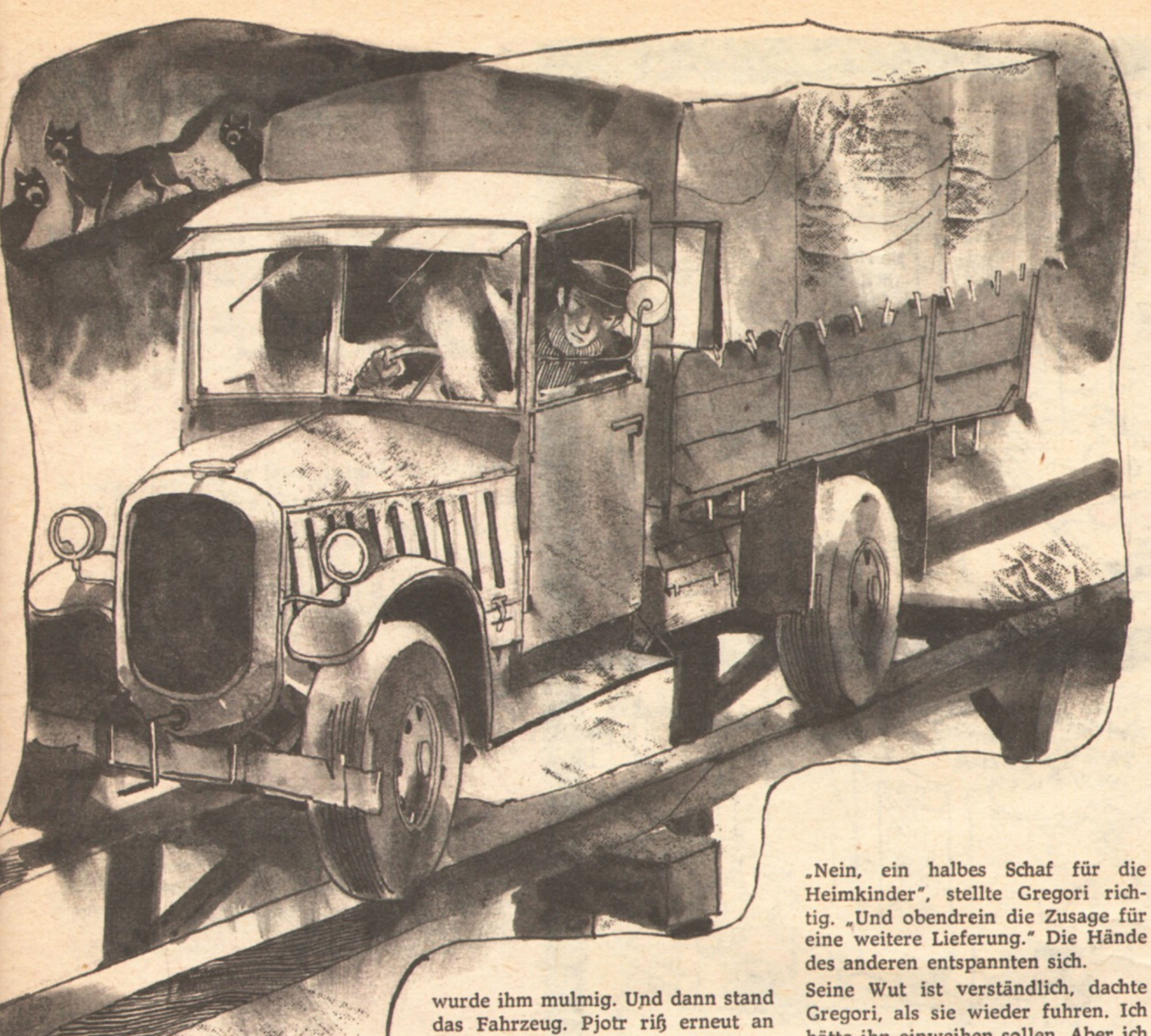
„Nicht bei uns!"

Gregori stutzte. Doch dann erwiderte er: „Grütze und Brot, Brot und Grütze. Wochenlang. Und jetzt die Tour. Und hinter uns eine Fuhre Geschlachtetes. Das hält kein Pferd aus und kein Heiliger." So, als wolle er von seiner Schwäche ablenken, sagte Gregori weiter: „Hinter der Brücke wird die Straße besser."

Aber Pjotr antwortete nicht. Seine Hände lagen fester als notwendig auf dem Lenker, und seine Augen, dunkel und bohrend wie ein Vorwurf, suchten das Gelände ab. Die Umrisse der Landschaft zerflossen mehr und mehr, denn die Schatten senkten sich tiefer. Und dann bremste Pjotr, unvermittelt und sinnlos, wie es den Anschein hatte. Er deutete mit dem Kinn auf ein Gestrüpp und raunte: „Wölfe!"

„Gespenster", amüsierte sich Gregori. „Sibirier, du siehst Gespenster." Er schob dabei unbemerkt etwas durch die Klappe zurück in den Laderaum. Zur Rechtfertigung seiner bisher zur Schau getragenen Sorglosigkeit fügte Gregori hinzu, er sei die Strecke schon mehrfach in beiden Richtungen abgefahren, aber noch niemals habe er hier auch nur den Schwanz eines



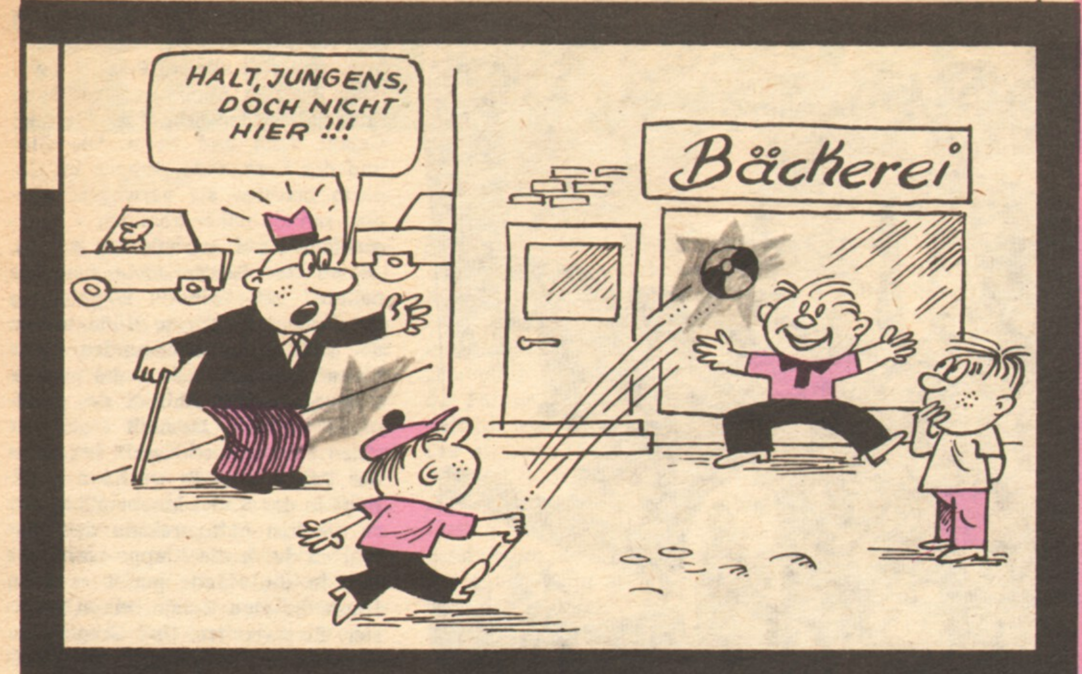


Wolfes zu Gesicht bekommen. Und während er es sagte, zählte er oberflächlich und mit wachsendem Mißbehagen, was er sah: Zehn, zwölf ausgewachsene Wolfsgestalten.
„Ratten, wie?" fragte der Chauffeur. „Sehen so Ratten aus, du Neunmalkluger?"
Gregori sah, wie sich über der Nasenwurzel des Riesen Schweiß sammelte. Dann machte er sich am Verschluß der Kiste unter ihren Sitzen zu schaffen und verlangte: „Knall dazwischen!"
„Den Wettlauf machen sie nicht lange mit, wenn du gehörig aufdrehst!" erwiderte der andere. „Laß mich fahren."
„Gut, dann schieße ich." Pjotr nahm den Gang zurück.
Als Gregori an die Gewehre dachte, wurde ihm mulmig. Und dann stand das Fahrzeug. Pjotr riß erneut an dem Kistenverschluß. Da hörte er seinen Begleiter sagen: „Kannst zulassen. Wir haben keine Gewehre."
Pjotrs Miene erstarrte.
„Ich habe sie den Hirten gegeben."
„Du gibst unsere Gewehre weg? Bist du wahnsinnig?"
Sie sahen einander an, kaum eines halben Armes Länge voneinander entfernt. Einer spürte des anderen Atem auf der Haut. Und Gregori bemerkte, wie sich das Gesicht seines Gefährten verfinsterte, wie sich sein Schädel senkte, eine seiner Pranken zupackte, an seiner Jacke riß. „Eingetauscht?"
„Verliehen, verdammt noch mal!" schrie Gregori zurück. „Den Hirten geliehen. Ihre Waffen reichen nicht aus, die Herden gegen Überfälle zu schützen.
„Das ist nicht unsere Sache!"
„Nicht unsere Sache, sagte der Bürokrat und machte die Klappe zu."
„Was für Überfälle?"
„Von Basmatschen! Von weißen Banditen!" ergänzte Gregori. „Ist das so schwer einzusehen? Hast du deinen Schädel bloß für die Mütze, die du draufdrückst?"
„Und nun geht uns das Kroppzeug an die Kehlen!" wetterte Pjotr. „Das hat's eingebracht!"
„Nein, ein halbes Schaf für die Heimkinder", stellte Gregori richtig. „Und obendrein die Zusage für eine weitere Lieferung." Die Hände des anderen entspannten sich.
Seine Wut ist verständlich, dachte Gregori, als sie wieder fuhren. Ich hätte ihn einweihen sollen. Aber ich wollte kein Palaver im Beisein der anderen. Oft wird die beste Absicht zerredet, weil einer hü, der andere hott will. Man muß etwas riskieren, wenn man etwas leisten will.
Das Gelände fiel ab, die Felsbrocken wurden größer, die Pfützen gefährlicher. Die Räder hielten kaum noch die Spur. Dennoch bezwang Pjotrs Kraft die Gefahr eines Malheurs. Und Gregori bewunderte ihn deshalb. Als sich das Fahrzeug in einer Kurve quer stellte und es großer Rangierkunst bedurfte, um nicht rückwärts wegzukippen, sah er sie ganz deutlich: ausgehungerte, hechelnde Wölfe. Die mutigsten keinen Steinwurf vom Auto entfernt.
„Die Brücke, zum Teufel ... was ist mit der Brücke?" schrie Pjotr.
„Es ist nicht mehr weit bis zur Brücke."
Der andere wollte aufbrausen, aber er senkte nur den Kopf, schnaufte und sagte: „Mein Großvater ... ich war noch ein Kind ... Wölfe haben ihn auf dem Gewissen. Das vergißt man sein Lebtag nicht. Eine Nacht lang hat er mit brennenden Holzscheiten um sich geschmissen. Am Morgen war er müde. Eine leichte Beute."
Gregori erwiderte nichts. Sah sich nur um. Zwischen welkem Gestrüpp bewegten sich allerlei Pelze. Dazwischen blitzten Augen auf, hechelten Zungen, wurden Schnauzen gereckt. Gejaul dann und wann. Die Gier und der brennende Hunger im Gedärm machten sie verwegen. Gregori sah sie näher kommen – Energiebündel auf wirbelnden Beinen. „Boten des Satans", wie man sie nannte. In einer Wegbiegung sprang der kräftigste Rüde bis zu der seitlich herabhängenden Plane hinauf. Und zum erstenmal grauste es Gregori beim Anblick des geöffneten Rachens. Deshalb ergriff er einen Schraubenschlüssel, den er in der Tasche trug. Er warf ihn blindlings in das Rudel hinein. Pjotr, der es gesehen hatte, reichte dem Gefährten durch die Klappe nach, was ihm in die Hände geriet – einen Hammer, eine Zange, einen Kanister, Eisenstangen. Und Gregori benutzte alle diese Dinge als Wurfgeschosse.
Zwei-, dreimal jaulten getroffene Tiere auf. Gregori fütterte sie mit Flüchen und Verwünschungen aus dem letzten Winkel seines Gedächtnisses. Die Gewehre, dachte er, und wenn's nur eins wäre ... verdammt, die Gewehre ... ich hab das alles nicht zu Ende gedacht.
„Die Brücke!" rief Pjotr. Dann schwenkte er links ein und brachte das Fahrzeug nach kurzer, scharfer Fahrt zum Stehen.
Gregori wunderte sich und sprang deshalb von der Ladefläche. Er traute seinen Augen nicht. Über das reißende Wasser führten nur noch zwei Bohlen. Geländer und Belag waren vom Hochwasser weggerissen und fortgespült worden.
„Aus. Vorbei!" hörte Gregori den Sibirier zum Fenster hinaus sagen. Seine Stimme war kraftlos. Bitter. „Die Bestien haben's gewußt. Für die Kinder zu Hause bleibt nichts. Paar Knochen bestenfalls."
Gregori trafen die Worte wie Hiebe. Er schloß die Augen und riß sie wieder auf, hörte Pjotr auf die Wölfe schimpfen. Aber mehr noch auf ihn. Und er stand und stand, stierte in die brodelnde Schmelzwasserflut und wußte nicht weiter. Sagte endlich: „Also umkehren. Dieselbe Strecke nach Hause, die wir gestern ..."
„Im Dunkeln? Bei dem Gelände?" wandte Pjotr ein und spuckte aus dem Fenster. „Das ist bei Tage schon ein Husarenstück."
Dann schwiegen sie beide, blickten ins Wasser und blickten zurück, dahin, wo sich die Verfolger um ihren Leitwolf drängten, als warteten sie auf seinen Befehl.
Gregori zerbiß sich die Lippen vor

Fortsetzung Seite 25

① Platzangst?

Ein „Frösi"-Zauber-Zeichen-Spaß! Text lesen, Bild anschauen. Dann Karbonblatt aus dem Umschlag nehmen, deckungsgleich auf die Zeichnung legen (erst A, dann drehen auf B) und jeweils alle Linien und Formen, die die entsprechende Bildnummer tragen, durchzeichnen.



„Halt!" ruft Meier, weil er sieht,
daß hier gleich etwas geschieht.
Doch umsonst! Anstatt zu hören,
lassen sich die drei nicht stören,
bis der Ball ganz ungewollt
über'n Käsekuchen rollt.

②

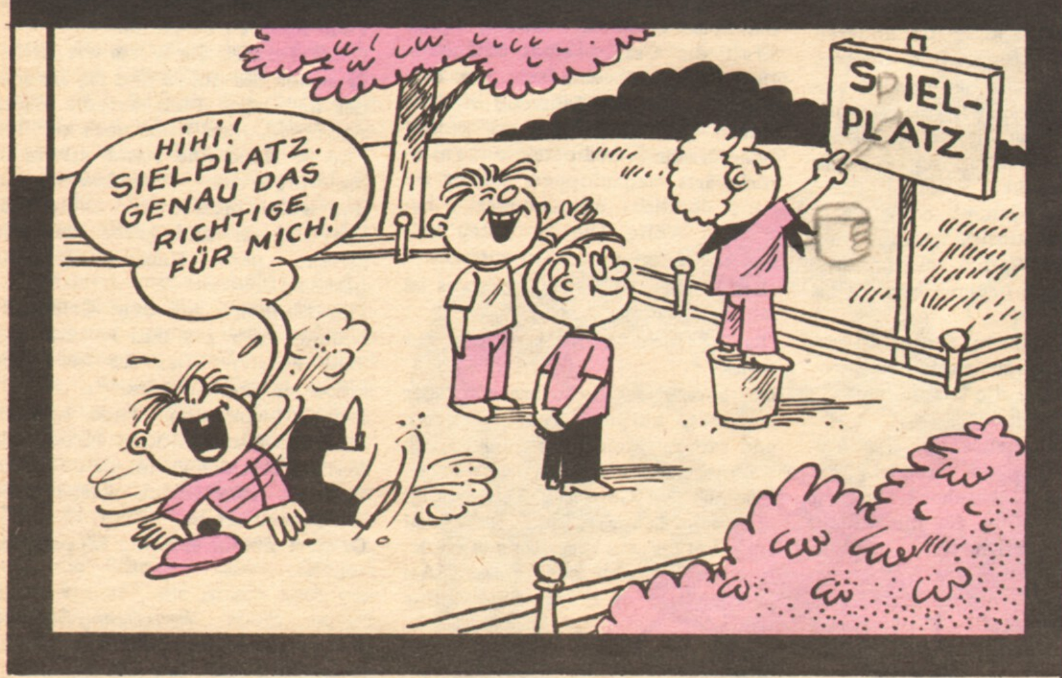
„Frösi" startet einen Spielplatztest für alle Pioniere, Pioniergruppen, Schulen, Hortgruppen und alle Kinder, die Spielplätze nutzen und selbst gestalten möchten. Schreibt uns, malt und zeichnet, wie euer Spielplatz aussieht und wie er aussehen sollte. Aber – Halt!



Zwei Sekunden nach dem Knall
schnappt sich Meister Keks den Ball.
„Ich hab' gar nichts gegen Sport,
doch der Platz dafür ist dort."
Zwei Mann haben schnell begriffen,
dieses Spiel ist abgepfiffen!

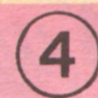
③

Nicht sofort zu Federhalter und Pinsel greifen. Macht euch zunächst Gedanken, tragt Ideen zusammen, denkt an eigene Spielplatzerlebnisse, daran, was euch gefällt, und an das, was euch stört. Ihr habt vier Wochen Zeit. Nutzt die Ferien! Schaut euch am Urlaubsort und im Ferienlager um!



Gar nicht weit, nur um zwei Ecken
ist's, wo sie den Platz entdecken.
Schon das Schild am Rand verspricht,
dieser Platz enttäuscht uns nicht;
selbst, wenn unverhofft der vierte
an dem Schild was korrigierte!

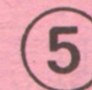
Platzangst?



Skizziert und notiert Spielplatzideen in allen Teilen unserer Republik, macht Fotos von Spielplatzattraktionen und Spielplatz-Stationen, überlegt, wie Spielplatzgeräte noch lustiger, noch origineller sein müßten, damit euch das Spielen dort Freude macht. Denn:

Spielgeräte, frei nach Wahl,
gibt's hier in sehr großer Zahl.
Staunend steh'n die drei und gaffen,
wie sich Frank und Julia schaffen
und dabei den Hinweis geben:
Hier kommt's rein und nicht daneben.

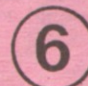




„Frösi" erhielt einen Anruf aus Karl-Marx-Stadt West. Der Bürgermeister, Genosse Günther Schmidt, war am Telefon. Er braucht dringend eure Hilfe, eure Ideen, eure Mitarbeit! Ihr sollt ihm helfen, einen Spielplatz aufzubauen – einen „Frösi"-Spielplatz mit allem Drum und Dran!

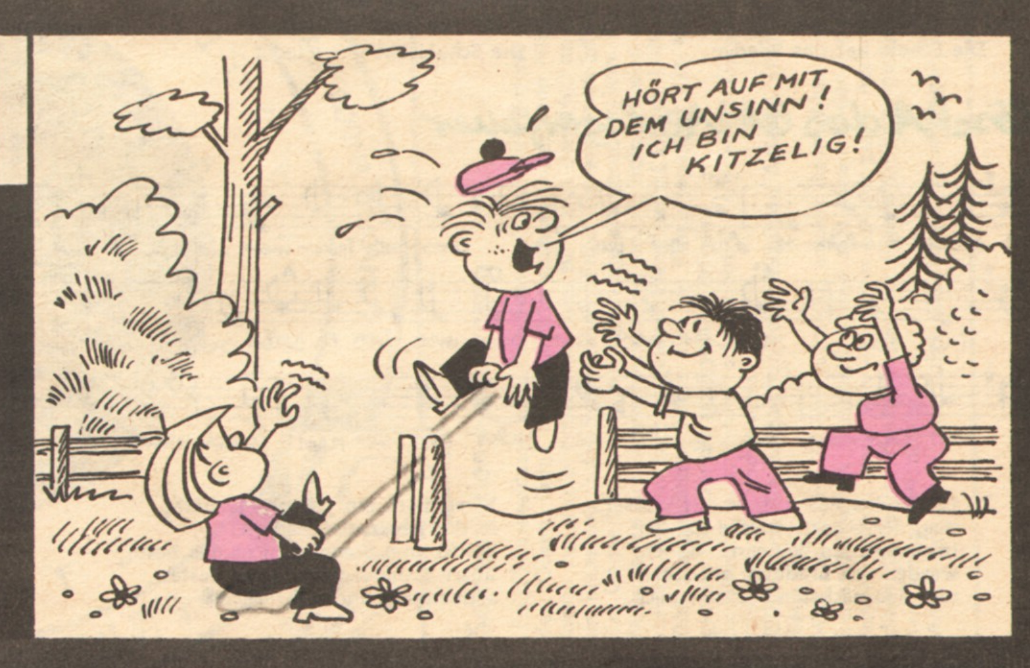
Interessiert wird dann betrachtet,
wie man formt und gräbt und schachtet.
Da entsteht, man glaubt zu spinnen –
eine Burg mit stolzen Zinnen.
Aufgebaut aus gelbem Sand,
ohne Baukran, nur von Hand!

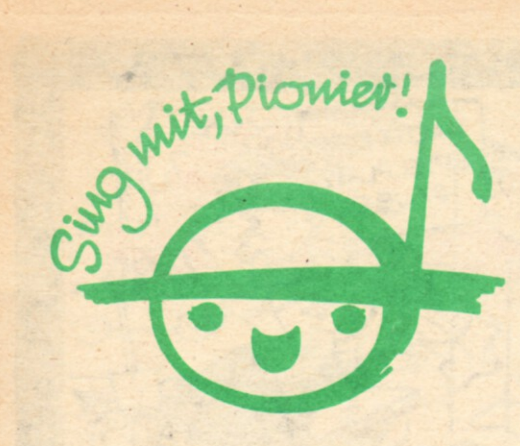




Einzelheiten erfahrt ihr in „Frösi" Heft 9/84. Nur so viel sei verraten: Die besten und originellsten Ideen werden garantiert verwirklicht. Und alle „Frösi"-Spielplatz-Gestalter, deren Vorschläge verwirklicht werden, reisen als Bürgermeister-Ehrengäste zur Spielplatzeröffnung!

„Aufgepaßt! Da wird was frei!"
Voll Begeisterung geh'n die drei
nun zum ersten Turngerät,
das ganz in der Nähe steht.
„Höhenluft ist sehr zu loben",
ruft der Lutz, „ich bleibe oben!"





Die Schule hat uns wieder...

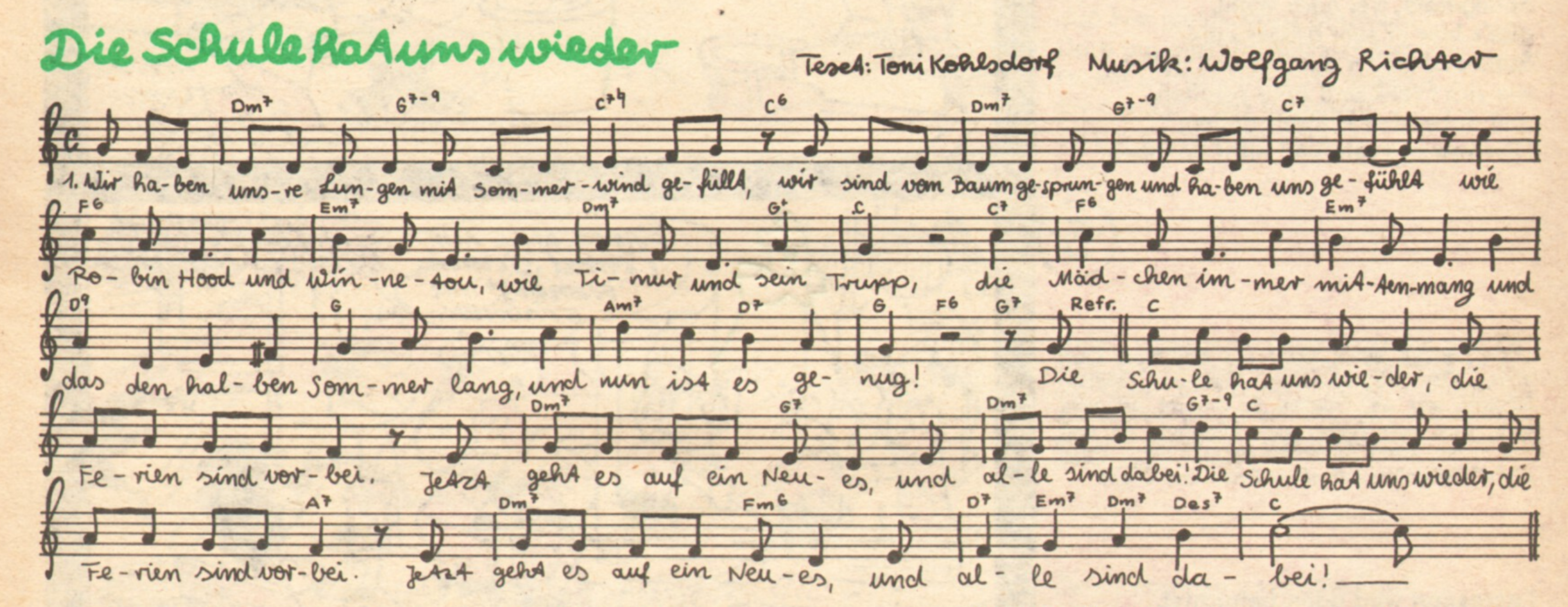
Nein, nein, noch ist es nicht soweit. Laßt euch von dieser Überschrift nicht täuschen und denkt nicht, ihr hättet womöglich den Schuljahresbeginn verpaßt. Also, wir wollen damit die

3. „Signal"-Singesendung des DDR-Kinderfernsehens

ankündigen. Denn zu dem Zeitpunkt dieser Sendung hat euch dann die Schule – und ihr habt sie – tatsächlich wieder. Merkt euch den Termin vor:

Sonntag, den 2. September 1984, 10.00 Uhr
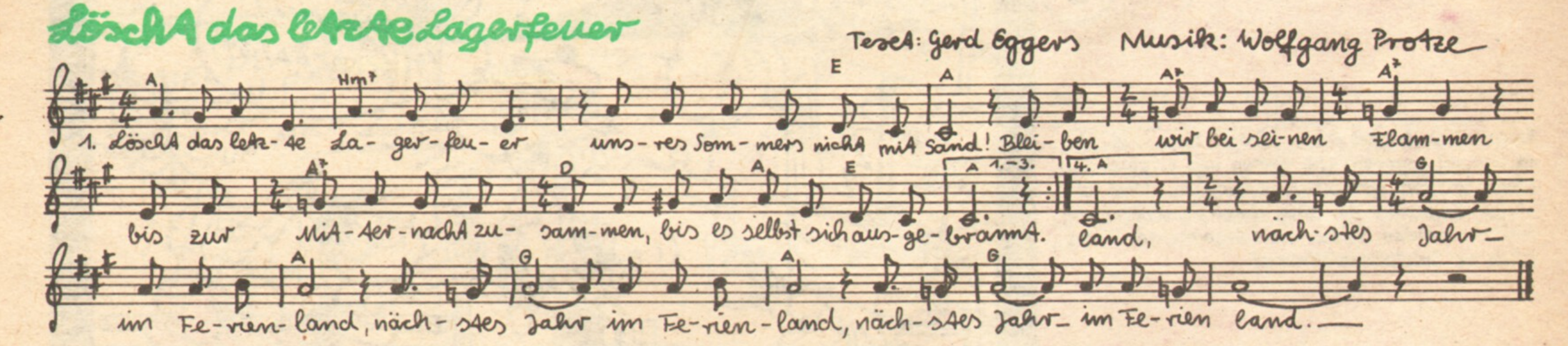
1. Programm DDR-Kinderfernsehen einschalten, zuschauen, zuhören und mitsingen!
Und was nun die Überschrift betrifft, so handelt es sich um ein brandneues Lied, was noch keiner kennt und noch nirgends veröffentlicht ist. Die „Frösi"-Leser sind die ersten, die es in die Hand bekommen, damit sie es in der angekündigten Sendung mitsingen können. Sie kommt übrigens aus dem internationalen Sommerlager der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" am Werbellinsee.



2. So sind wir angekommen,
vom Sommerwind geweckt.
Jetzt wollen wir beweisen,
was wirklich in uns steckt.
Wie Sigmund Jähn und Ottokar,
wie Katarina Witt,
so klotzen wir gewaltig ran,
ein jeder zeigt nun, was er kann,
und du machst einfach mit.
Die Schule hat uns wieder ...

3. Wir wollen wieder lernen,
damit der Herbst beginnt,
daß bunte Drachen steigen,
wo wir zu Hause sind.
Wo Winter kommt mit Schnee und Eis
und auch der Frühlingswind,
und wo mit uns die Vogelschar,
wie es im letzten Sommer war,
das Lied von vorn beginnt.
Die Schule hat uns wieder ...

Was wäre ein Feriensommer ohne Lagerfeuer, und was wäre ein Lagerfeuer ohne Lieder? Mit dem folgenden Lied wollen wir in der „Signal"-Singesendung noch einmal unser letztes Lagerfeuer im Ferienlager dieses Sommers auflodern lassen.
Das Lied ist zwar im Liederheft „Gib den Wolken einen Stoß" und im neuesten Liederbuch der Thälmannpioniere „Seid bereit", 1983, veröffentlicht, da aber wohl noch nicht jeder dieses Heft bzw. Buch besitzt, bringen wir es hier für Leser und Fernsehzuschauer zum Mitsingen.



2. Löscht das Feuer nicht mit Wasser,
mag der scharfe, weiße Rauch
in den Augen beißend brennen,
werden uns hindurch erkennen
und den nächsten Sommer auch.

3. Werft noch ein paar Kiefernäste
in das Feuer, daß es loht!
War'n vom Sommer nicht das Beste
unsre Freundschaft, unsre Feste,
sonnengelb und halstuchrot?

4. Löscht das letzte Lagerfeuer
nicht mit Wasser, nicht mit Sand!
Wenn wir's bis zum Tau bewachen,
wird der Wind es neu entfachen
nächstes Jahr im Ferienland.



Sommerferien-Ferienfragen

„Frösi"-Leser lassen alle Tüftelfans voll auf ihre Kosten kommen. Acht Seiten lang heißt es wieder: Ohren, Grips und Bleistifte spitzen. Jeder kann mitmachen. Jeder, der „Frösis" fünfmal gelochte Ferienspiel-Fahrkarte (siehe Bild) aus dem Heft angelt.

Im Riesenrad jeder Seite stellen „Frösi"-Ferienfahrten-Schreiber drei Fragen, die immer etwas mit der Gegend zu tun haben, durch die sie gerade reisen. Zu jeder Frage bieten euch freundliche Mitreisende drei Auswahlantworten an. Allerdings reden alle durcheinander. Versucht, die jeweils richtige Antwort herauszufinden. Wenn's nicht klappt, hilft die Fahrkarte:

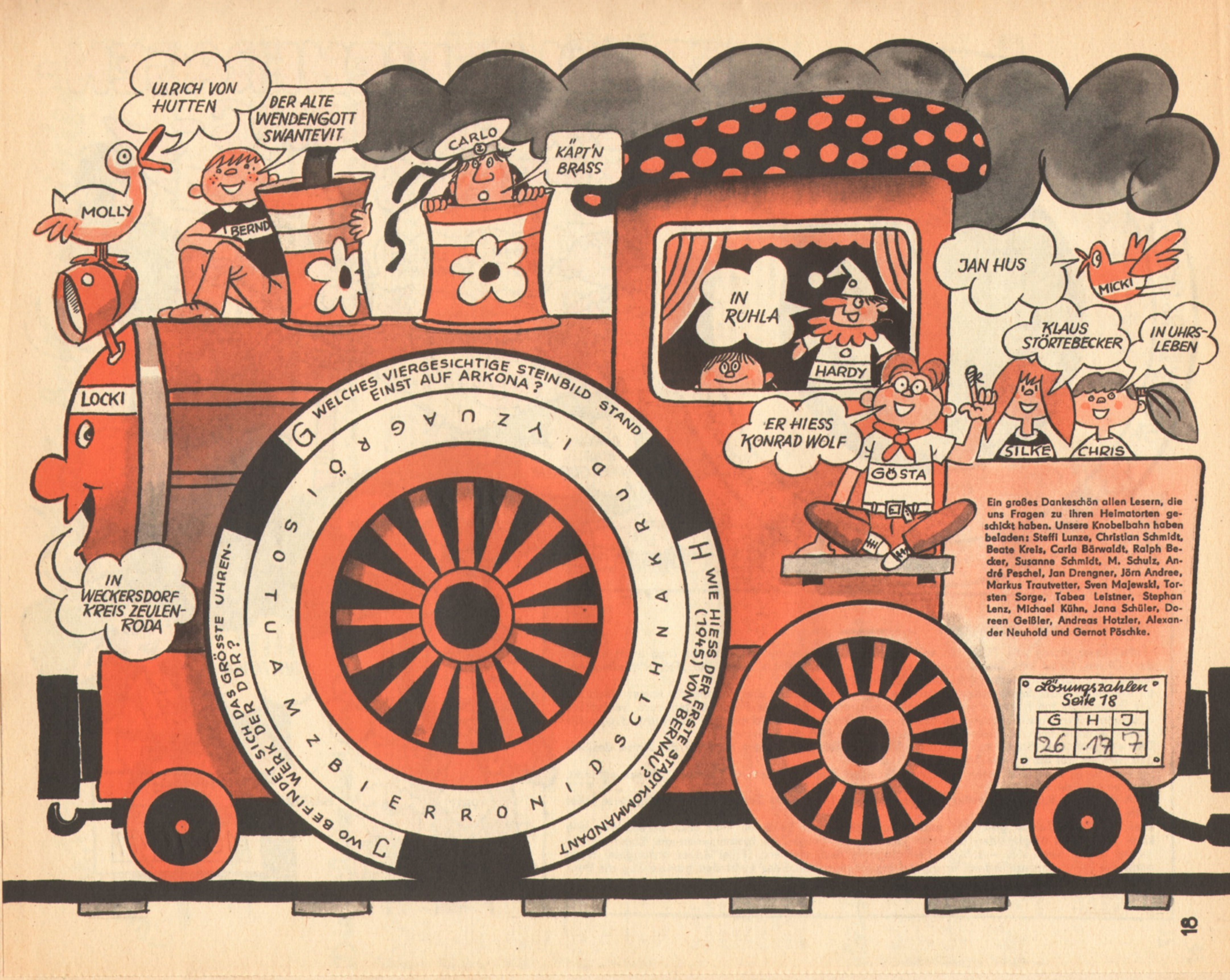
Den ausgestanzten Bogen auf die Frage legen. In den fünf Löchern ist dann der Name desjenigen sichtbar, der die richtige Antwort gibt.

So einfach ist das. Und schon habt ihr wieder ein Zipfelchen unserer Heimat DDR neu entdeckt. Aber es geht noch weiter:

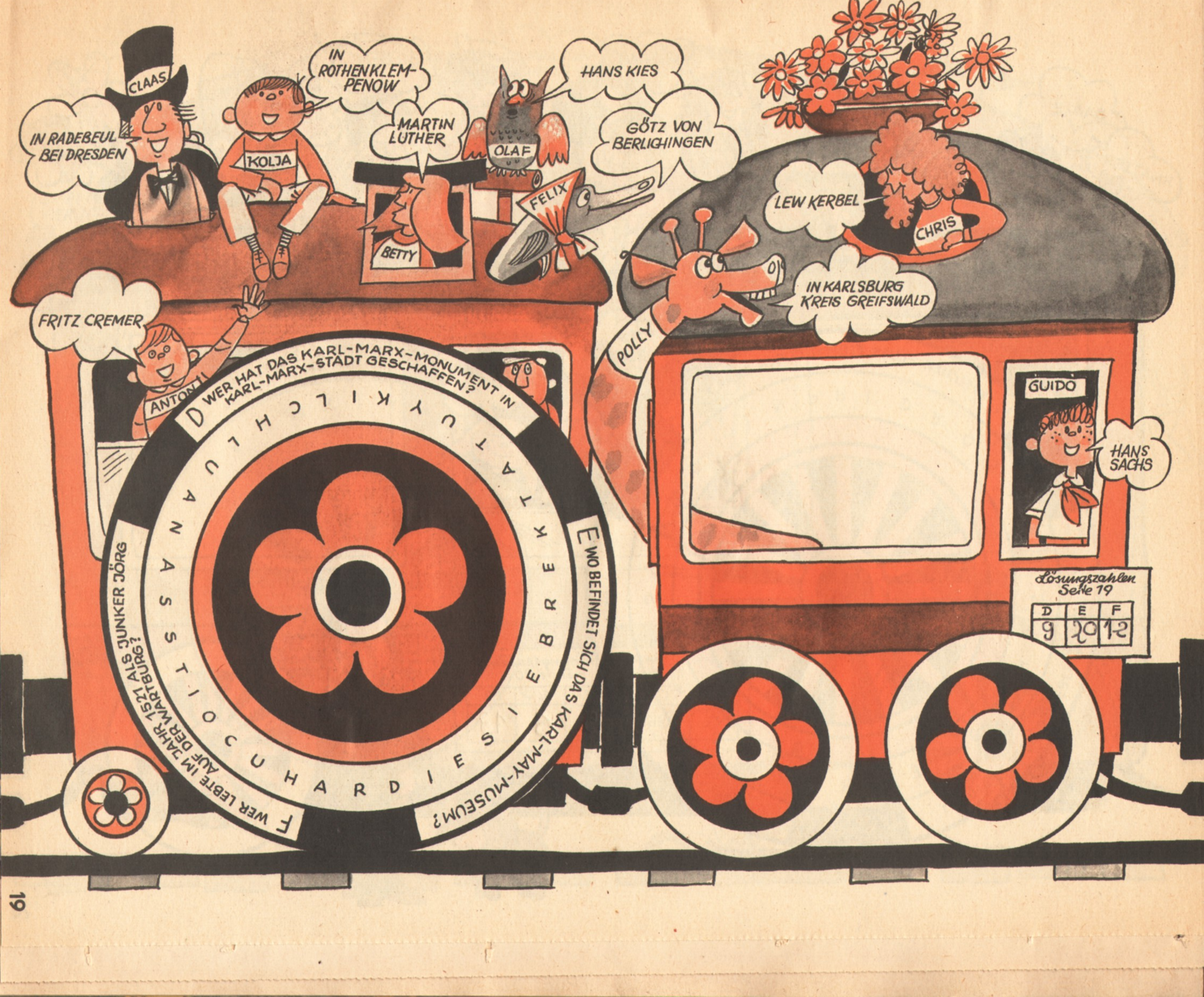
Zählt dann die Buchstaben jeder richtigen Antwort. Tragt diese Zahlen in die Lösungskarte jeder Seite ein.

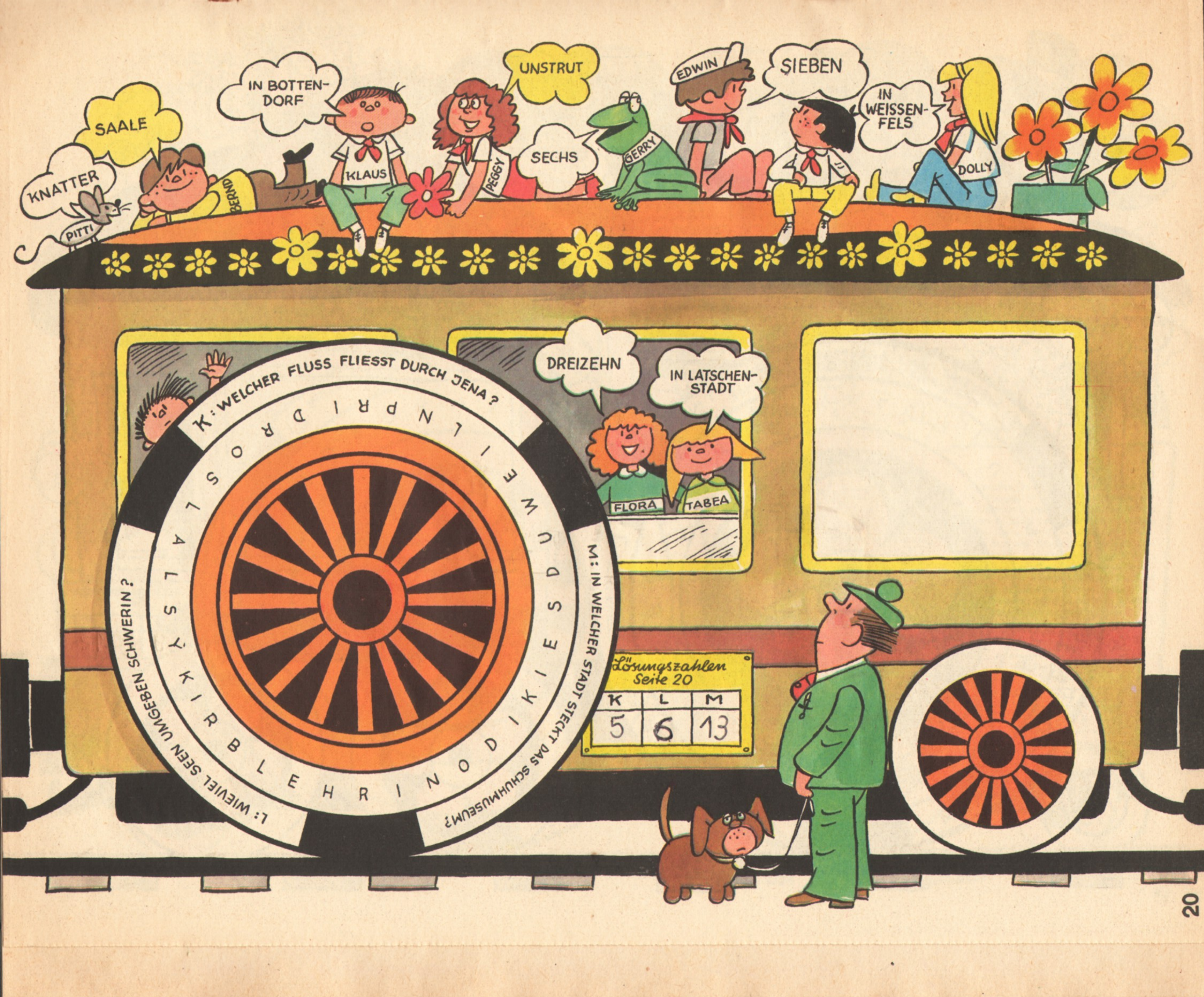
Was mit diesen Zahlen geschieht, erfahrt ihr nachher auf Seite 24. Und noch etwas. Wer will, kann die Seiten abschneiden und sich einen Ferien-Frage-Zug zusammenbauen. Einen riesenlangen sogar, wenn sich – z. B. im Ferienlager – noch mehrere „Frösi"-Leser ankoppeln. Nutzt dann die leeren Fensterflächen für eigene Ergänzungsrätsel oder klebt den ganzen Zug als bunten, lustigen Wandfries auf.

Alles klar? Dann gute Fahrt mit „Frösis" Ferienfragen-Expeditions-Expreß!

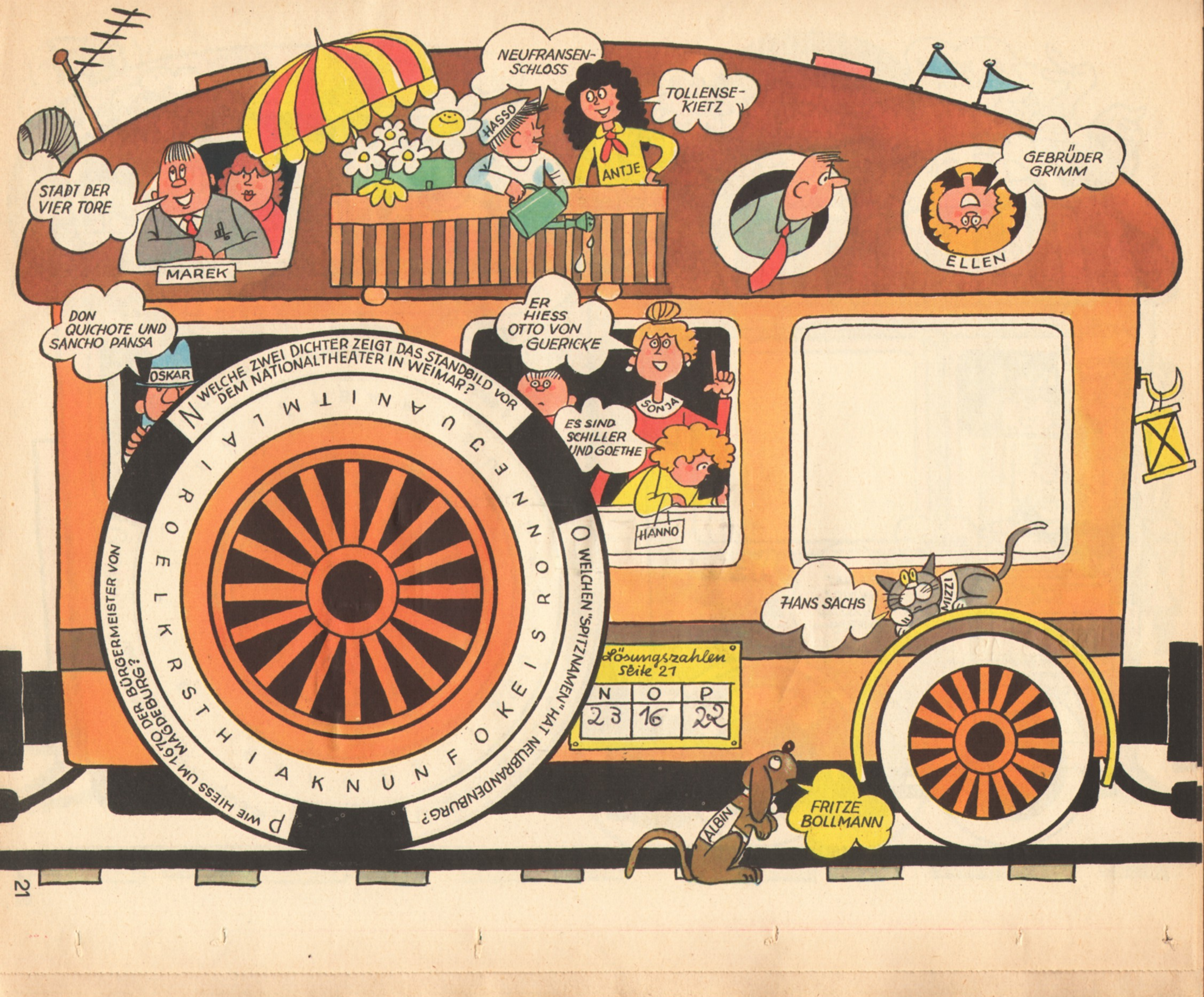


ULRICH VON HUTTEN
DER ALTE WENDENGOTT SWANTEVIT
CARLO
KÄPT'N BRASS
MOLLY
BERND
IN RUHLA
HARDY
JAN HUS
MICKI
KLAUS STÖRTEBECKER
IN UHRSLEBEN
ER HIESS KONRAD WOLF
GÖSTA
SILKE
CHRIS
LOCKI
IN WECKERSDORF KREIS ZEULENRODA
G WELCHES VIERGESICHTIGE STEINBILD STAND EINST AUF ARKONA?
H WIE HIESS DER ERSTE STADTKOMMANDANT (1945) VON BERNAU?
J WO BEFINDET SICH DAS GRÖSSTE UHRENWERK DER DDR?
Ö R G A U Z Y I D U R K A N H T C S D I N O R R E I B Z M A U T O S I
Ein großes Dankeschön allen Lesern, die uns Fragen zu ihren Heimatorten geschickt haben. Unsere Knobelbahn haben beladen: Steffi Lunze, Christian Schmidt, Beate Kreis, Carla Bärwaldt, Ralph Becker, Susanne Schmidt, M. Schulz, André Peschel, Jan Drengner, Jörn Andree, Markus Trautvetter, Sven Majewski, Torsten Sorge, Tabea Leistner, Stephan Lenz, Michael Kühn, Jana Schüler, Doreen Geißler, Andreas Hotzler, Alexander Neuhold und Gernot Pöschke.
Lösungszahlen Seite 18
G H J
26 17 7

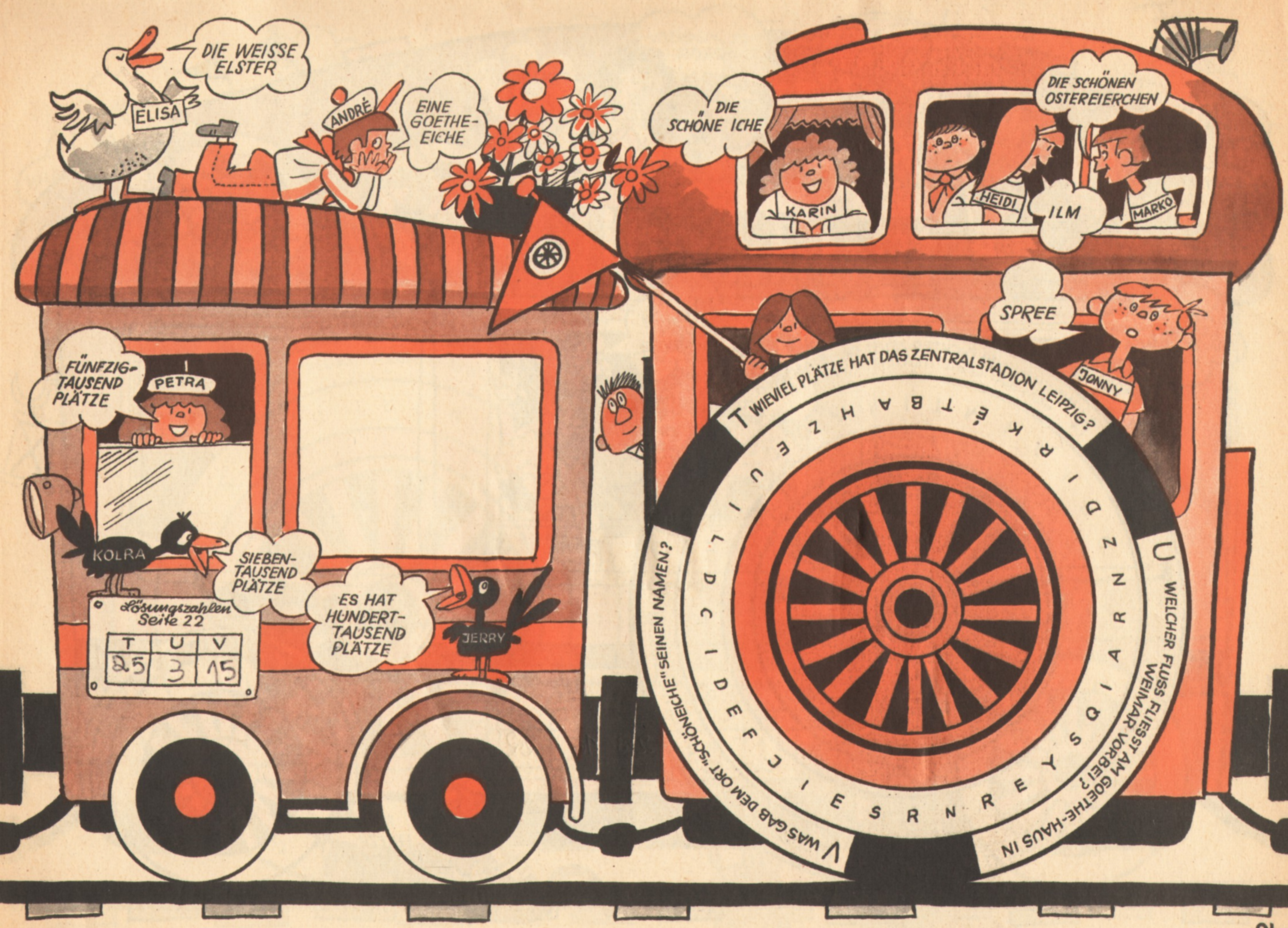

CLAAS
IN RADEBEUL BEI DRESDEN
KOLJA
IN ROTHENKLEMPENOW
MARTIN LUTHER
BETTY
OLAF
HANS KIES
FELIX
GÖTZ VON BERLICHINGEN
LEW KERBEL
CHRIS
POLLY
IN KARLSBURG KREIS GREIFSWALD
FRITZ CREMER
ANTON
D WER HAT DAS KARL-MARX-MONUMENT IN KARL-MARX-STADT GESCHAFFEN?
E WO BEFINDET SICH DAS KARL-MAY-MUSEUM?
F WER LEBTE IM JAHR 1521 ALS JUNKER JÖRG AUF DER WARTBURG?
GUIDO
HANS SACHS
Lösungszahlen Seite 19
D E F
9 20 12



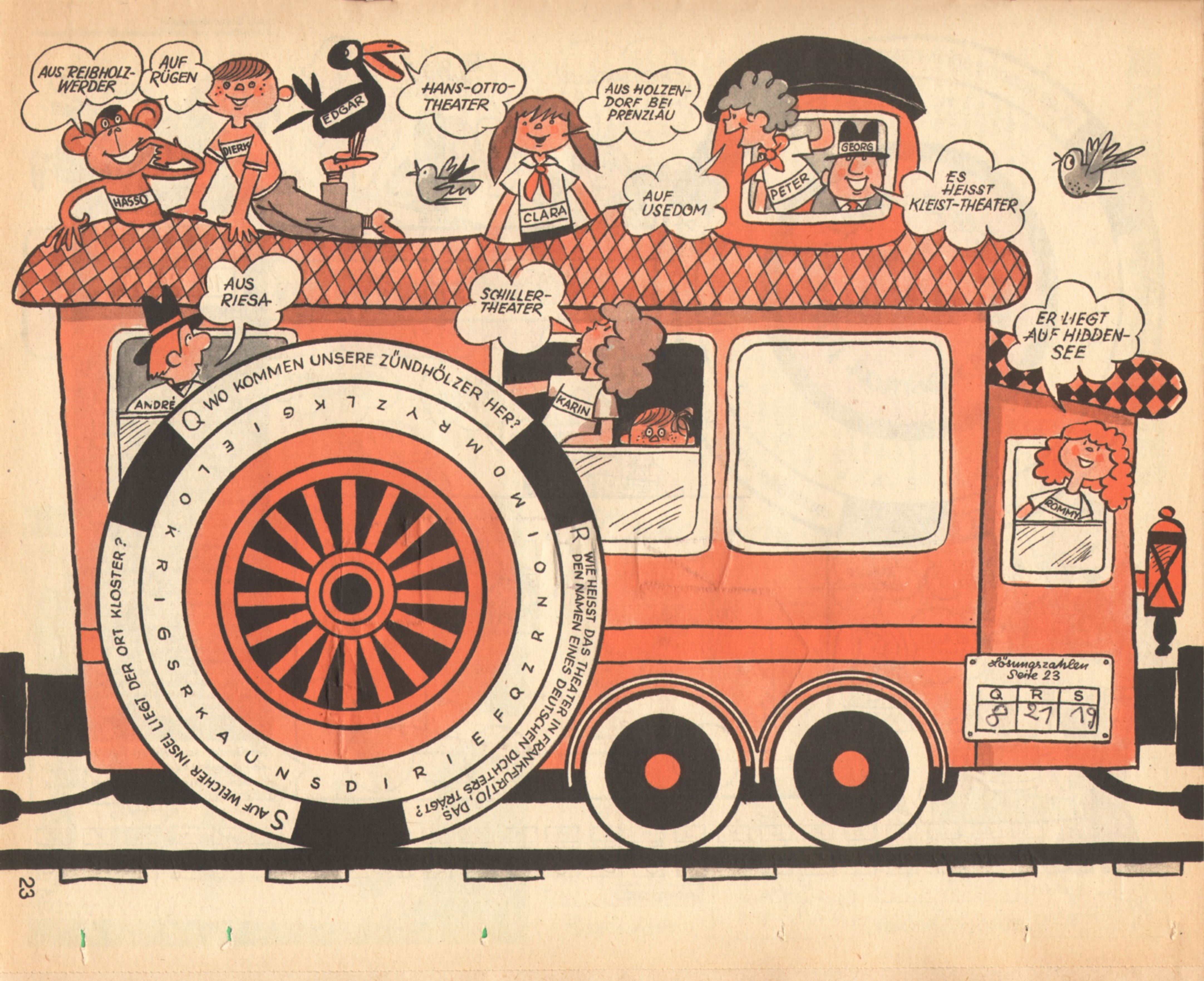
KNATTER
PITTI
SAALE
BERND
IN BOTTEN-DORF
KLAUS
UNSTRUT
PEGGY
SECHS
GERRY
EDWIN
SIEBEN
IN WEISSEN-FELS
DOLLY
DREIZEHN
IN LATSCHEN-STADT
FLORA
TABEA
K: WELCHER FLUSS FLIESST DURCH JENA?
L: WIEVIEL SEEN UMGEBEN SCHWERIN?
M: IN WELCHER STADT STECKT DAS SCHUHMUSEUM?
K I R B L E H R I N O D I K I E S D U M E I L N P R I D R O S L A L S Y
Lösungszahlen
Seite 20
K L M
5 6 13



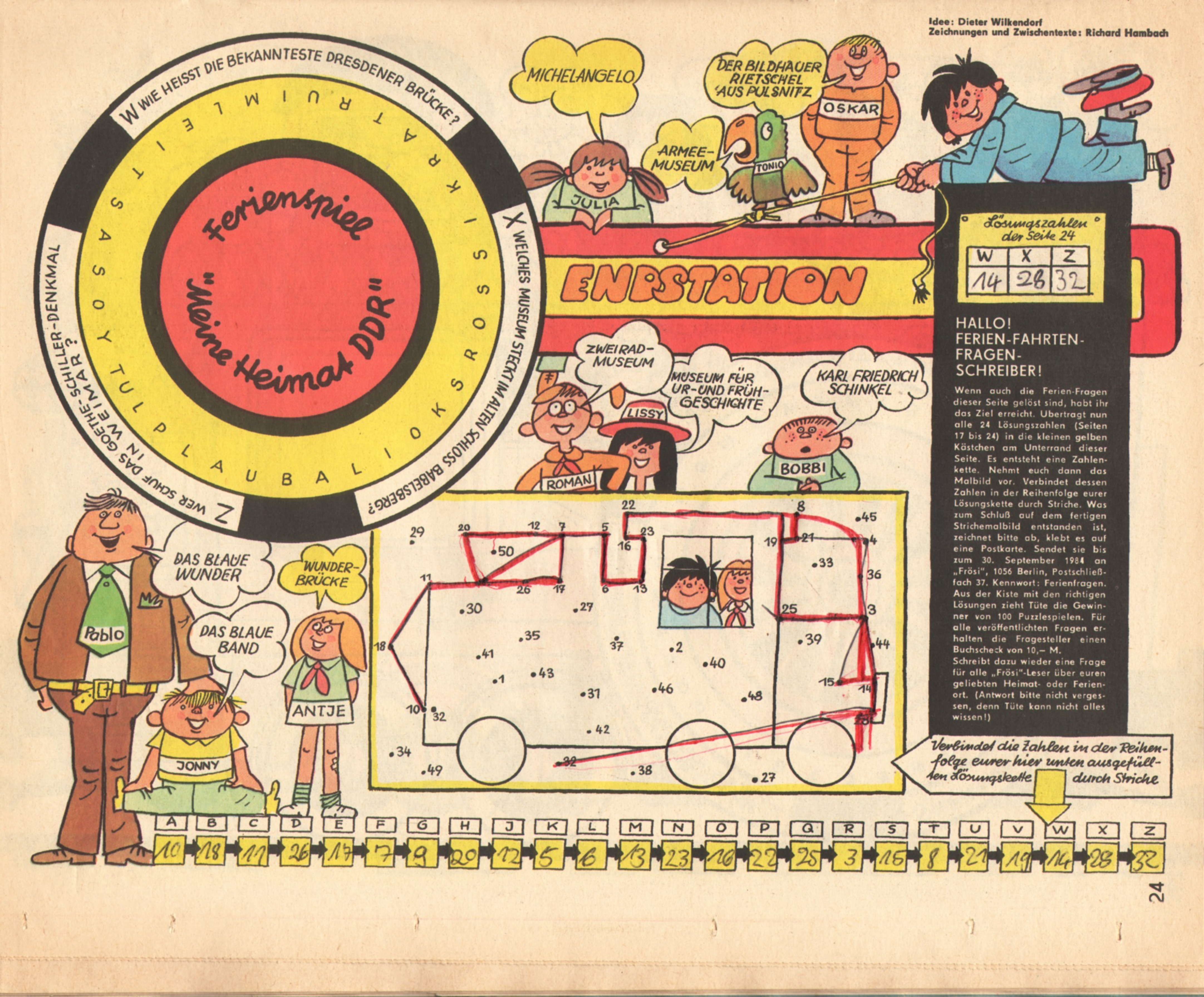
NEUFRANSEN-SCHLOSS
TOLLENSE-KIETZ
HASSO
ANTJE
STADT DER VIER TORE
MAREK
GEBRÜDER GRIMM
ELLEN
DON QUICHOTE UND SANCHO PANSA
OSKAR
ER HIESS OTTO VON GUERICKE
SONJA
ES SIND SCHILLER UND GOETHE
HANNO
N WELCHE ZWEI DICHTER ZEIGT DAS STANDBILD VOR DEM NATIONALTHEATER IN WEIMAR?
O WELCHEN "SPITZNAMEN" HAT NEUBRANDENBURG?
P WIE HIESS UM 1670 DER BÜRGERMEISTER VON MAGDEBURG?
HANS SACHS
MIZZI
Lösungszahlen Seite 21
N O P
23 16 22
ALBIN
FRITZE BOLLMANN


DIE WEISSE ELSTER
ELISA
ANDRÉ
EINE GOETHE-EICHE
„DIE SCHÖNE ICHE
KARIN
DIE SCHÖNEN OSTEREIERCHEN
HEIDI
ILM
MARKO
SPREE
JONNY
FÜNFZIG-TAUSEND PLÄTZE
PETRA
KOLRA
SIEBEN-TAUSEND PLÄTZE
ES HAT HUNDERT-TAUSEND PLÄTZE
JERRY
Lösungszahlen Seite 22
T WIEVIEL PLÄTZE HAT DAS ZENTRALSTADION LEIPZIG?
U WELCHER FLUSS FLIESST AM GOETHE-HAUS IN WEIMAR VORBEI?
V WAS GAB DEM ORT „SCHÖNEICHE" SEINEN NAMEN?
T B A H Z E U I L D C I D E F J I E S R N R E Y S Q I A R N Z D I R K É

T	U	V
25	3	15



AUS REIBHOLZ-WERDER
AUF RÜGEN
HANS-OTTO-THEATER
AUS HOLZENDORF BEI PRENZLAU
AUF USEDOM
ES HEISST KLEIST-THEATER
AUS RIESA
SCHILLER-THEATER
ER LIEGT AUF HIDDENSEE
HASSO
DIERK
EDGAR
CLARA
PETER
GEORG
ANDRÉ
KARIN
ROMMY
Q WO KOMMEN UNSERE ZÜNDHÖLZER HER?
R WIE HEISST DAS THEATER IN FRANKFURT/O, DAS DEN NAMEN EINES DEUTSCHEN DICHTERS TRÄGT?
S AUF WELCHER INSEL LIEGT DER ORT KLOSTER?
E L O K R I G S R K A U N S D I R I E F Q Z R N O I M O M R Y Z L K G I
Lösungszahlen Seite 23
Q R S
8 21 19


Idee: Dieter Wilkendorf
Zeichnungen und Zwischentexte: Richard Hambach
Ferienspiel „Meine Heimat DDR"
W WIE HEISST DIE BEKANNTESTE DRESDENER BRÜCKE?
X WELCHES MUSEUM STECKT IM ALTEN SCHLOSS BABELSBERG?
Z WER SCHUF DAS GOETHE-SCHILLER-DENKMAL IN WEIMAR?
K R A T R U M L E I T S A S O Y T U L P L A U B A L I O K S R O S S I
MICHELANGELO
ARMEE-MUSEUM
DER BILDHAUER RIETSCHEL AUS PULSNITZ
JULIA
TONIO
OSKAR
ENDSTATION
Lösungszahlen der Seite 24
W X Z
14 28 32
ZWEIRAD-MUSEUM
MUSEUM FÜR UR- UND FRÜH-GESCHICHTE
KARL FRIEDRICH SCHINKEL
ROMAN
LISSY
BOBBI
DAS BLAUE WUNDER
WUNDER-BRÜCKE
DAS BLAUE BAND
Pablo
JONNY
ANTJE
HALLO! FERIEN-FAHRTEN-FRAGEN-SCHREIBER!
Wenn auch die Ferien-Fragen dieser Seite gelöst sind, habt ihr das Ziel erreicht. Ubertragt nun alle 24 Lösungszahlen (Seiten 17 bis 24) in die kleinen gelben Kästchen am Unterrand dieser Seite. Es entsteht eine Zahlenkette. Nehmt euch dann das Malbild vor. Verbindet dessen Zahlen in der Reihenfolge eurer Lösungskette durch Striche. Was zum Schluß auf dem fertigen Strichemalbild entstanden ist, zeichnet bitte ab, klebt es auf eine Postkarte. Sendet sie bis zum 30. September 1984 an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: Ferienfragen. Aus der Kiste mit den richtigen Lösungen zieht Tüte die Gewinner von 100 Puzzlespielen. Für alle veröffentlichten Fragen erhalten die Fragesteller einen Buchscheck von 10,– M.
Schreibt dazu wieder eine Frage für alle „Frösi"-Leser über euren geliebten Heimat- oder Ferienort. (Antwort bitte nicht vergessen, denn Tüte kann nicht alles wissen!)
Verbindet die Zahlen in der Reihenfolge eurer hier unten ausgefüllten Lösungskette durch Striche
A B C D E F G H J K L M N O P Q R S T U V W X Z
10 18 11 26 17 7 9 20 12 5 6 13 23 16 22 25 3 15 8 21 19 14 28 32

MÄNNER gegen BESTIEN

Fortsetzung von Seite 13

Zorn. Wie stehe ich da. Vor Pjotr, vor den Genossen, vor den Kindern. Dieser Gregori, würde es heißen, hat seinen Auftrag nicht erfüllt. Er ist ein Versager. Einer, der unsere Waffen weggibt. In bester Absicht, aber was soll's, wenn die Rechnung nicht aufgeht. Er hätte wissen müssen, daß Jahr für Jahr zur Schneeschmelze Brücken aus Holz weggespült wurden. Freilich, die Steppe war stärker als sein guter Wille. Aber wer würde alles so gewissenhaft gegeneinander abwägen, wenn sie mit leerem Auto nach Hause kamen? Wenn die Kinder nach den Mahlzeiten verlangten. Wenn hundert Blicke hundert Anklagen äußerten. Und jede Klage von Bitterkeit begleitet war. Bitterkeit gegenüber denen, die nicht imstande waren, ein Auto voll Fleisch nach Hause zu bugsieren.

Die Männer waren ratlos. Wenige Schritte von ihnen entfernt lauerten die Wölfe, die Augen unverwandt auf sie beide gerichtet, ihres Triumphes gewiß. Und aus den Senken kroch die Nacht.

Nach einer Weile der Unentschlossenheit verglich Pjotr die Spurbreite des Autos mit dem Abstand der Bohlen, machte schmale Augen und sagte: „Ich fahre drüber."

„Über die Bohlen? Das schaffst du nicht", erwiderte der andere.

„Halt die Augen offen. Achte von drüben aus auf jede Kleinigkeit. Gib Zeichen."

Pjotr war in der Kabine verschwunden. Der Motor sprang an. Der ganze Kasten bebte wie ein Tier vor dem Sprung über ein kolossales Hindernis.

Gregori sah, wie sich alle vier Räder nacheinander mit unendlicher Behutsamkeit auf die Balken schoben, tastenden Pranken vergleichbar. Der Laster kam Zentimeter um Zentimeter vorwärts. Während die Wölfe den Vorgang regungslos beobachteten, beaufsichtigte Gregori das Artistenstück. Gestikulierte mit dem Finger. Feinfühlig wie ein Dirigent am Pult.

Die Vorderräder hatten noch keinen festen Boden wieder berührt, als sich der eine der beiden Balken unter der Belastung der Hinterachse verkantete. Millimeterweise aus seiner Lage geriet, wobei das Holz zu reißen begann. Gregori stieß die Fäuste in die Luft und bedeutete dem Sibirier, zu warten. Er selbst stieg ins Wasser, obwohl Pjotr dagegen war. Das Wasser nahm Gregori den Atem, reichte ihm erst bis zum Bauch, dann bis zur Brust. Dennoch fand er Halt. Er stemmte die Stiefel ins Gestein und preßte den Rücken gegen den gefährdeten Balken. Die Kälte war wie ein schneidendes Messer, das ihn umbringen wollte. Dennoch rief er die Weisung zum Weiterfahren nach oben. Das rechte Hinterrad befand sich direkt neben seinem Gesicht. Das Rad rollte über das nasse Holz. Der Reifen ragte über die Kante.

Gregori stützte die Bohle mit der Schulter, half mit den Händen nach, warf sein ganzes Körpergewicht in den Druck. Und solange er das tat, hielt das Rad die Spur.

Er sah es ganz deutlich. Und er wagte nicht, die Schulter wegzunehmen. Und erst recht nicht die Hände. Doch das Wasser riß an seinen Beinen. Und die Eiseskälte an seinem Entschluß. Er brauchte beide Hände. Das Rad kam näher, und Gregori dachte: Mit diesen Fingern decke ich den Kindern von Semipalatinsk den Tisch. Heute und morgen und wochenlang. Mit diesen Fingern, wenn ich durchhalte. Wenigstens mit einer Hand. Wenn die Angst nicht größer ist als meine Sorge um die zu Hause ... Das Rad ... die Hände – die eine ... dann schwanden ihm die Sinne.

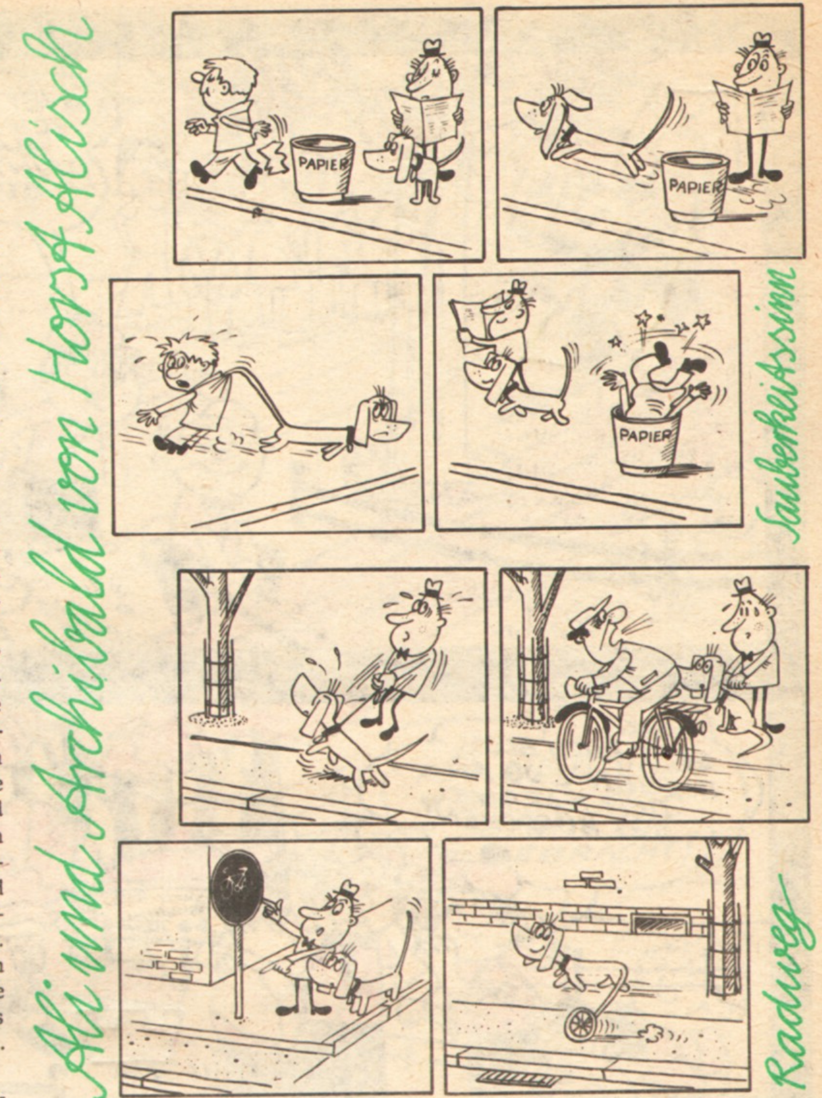
Der Fremde aus Baku, dessen Bericht wir bis hierher gelauscht hatten, erzählte nicht weiter. Das war unbefriedigend. Ich sagte es dem Alten mit dem zerknitterten Gesicht. „Was dann?"

Der Mann hielt weiter den Mund und wich meinem Blick aus. Unter uns verschwamm die Kirgisische Steppe im Dunst. Die Triebwerke des Flugzeuges sangen. Die Stewardeß brachte neuen Wein. Jemand sagte: „Also gut. Der Laster hat's geschafft. Großartig. Und dieser Gregori hat die Scharte ausgewetzt." Sein Nebenmann fügte hinzu: „Alle großen Siege bestehen aus den vielen kleinen Taten Namenloser. Prosit auf die Unbekannten."

„Und auf die beiden vom Lkw."

Der Mann in der Lederjacke machte sich wohl nichts aus Rotwein. Er drehte das Glas unentschlossen hin und her – knochige Finger, rissige Haut, aschfahl gegerbt.

„Respekt vor dieser Leistung, Pjotr", sagte ich. „Der sind Sie doch. Oder?" Ich ergriff eine Streichholzschachtel und warf sie meinem Gegenüber zu. Instinktiv wollte er sie fangen. Verfehlte sie beinah. Schaffte es aber doch, hielt die Schachtel fest. Es geschah mit den vier vernarbten Fingerstümpfen seiner rechten Hand.

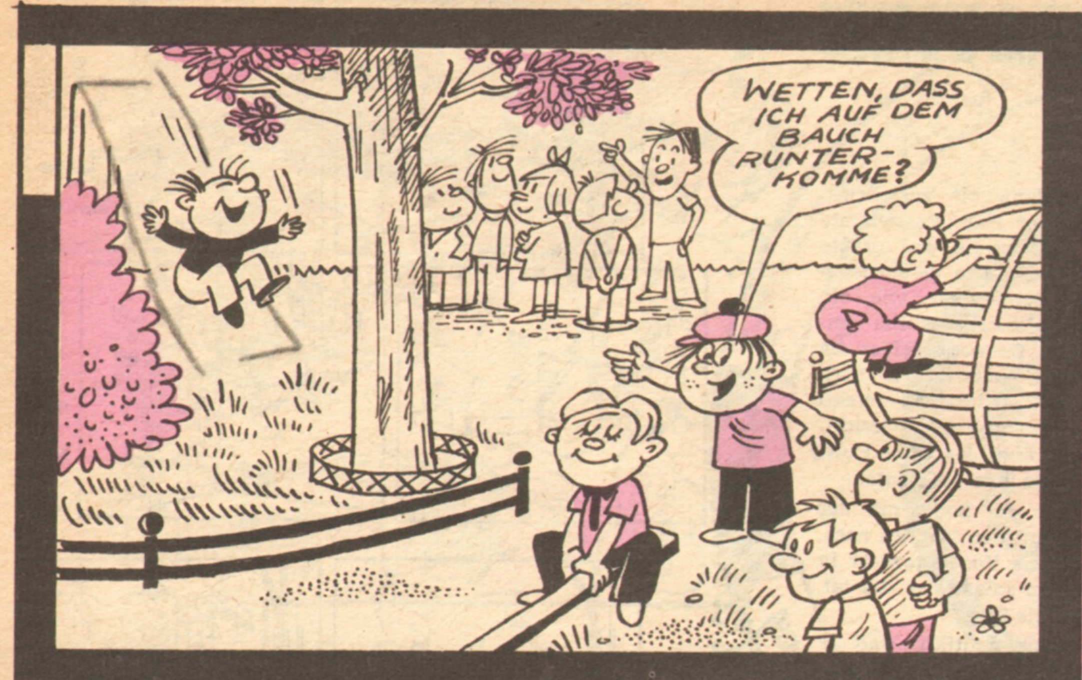




7

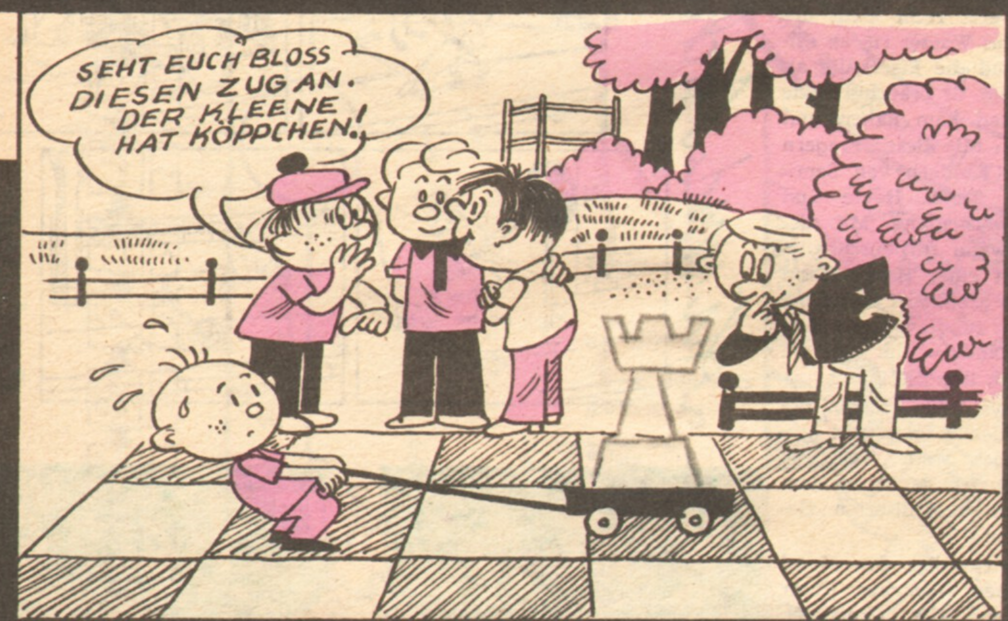
Platzangst?

Aber in unserer Republik gibt es neben dem Karl-Marx-Städter noch Tausende andere Spielplätze. Auch auf denen wollen wir mit eurer Hilfe mächtig was losmachen. Oder ist schon mächtig was los? Sind sie in Ordnung? Kann man auf ihnen spielen und viel erleben?



Doch schon lockt zehn Schritte weiter
ein Gerät mit hoher Leiter.
Man will keine Zeit verlieren
und es schnell mal ausprobieren,
denn es gibt noch viele Sachen,
die den Platz zum Spielplatz machen.

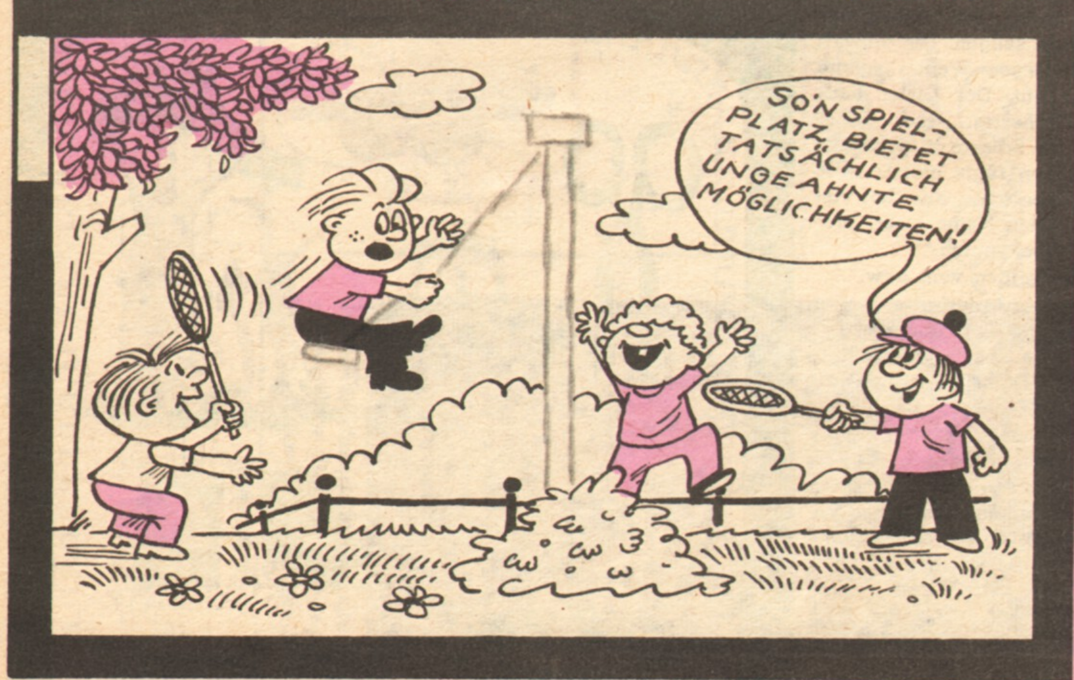
10



Moment mal, bitte! Hier müssen wir einen Hinweis für alle Zauber-Zeichenspaß-Mitmacher geben. Die Bildnummern 8 und 9 hat unser Grafiker Horst Alisch absichtlich vergessen, damit es beim Umdrehen des Karbonblattes keine Zahlenkomplikationen gibt.

Hier zum Beispiel heißt es: Schach!
Völlig lautlos, ohne Krach
wird ein Spieler matt gesetzt;
und es triumphiert zuletzt
nicht Geschicklichkeit und Kraft,
sondern wer's mit Köpfchen schafft.





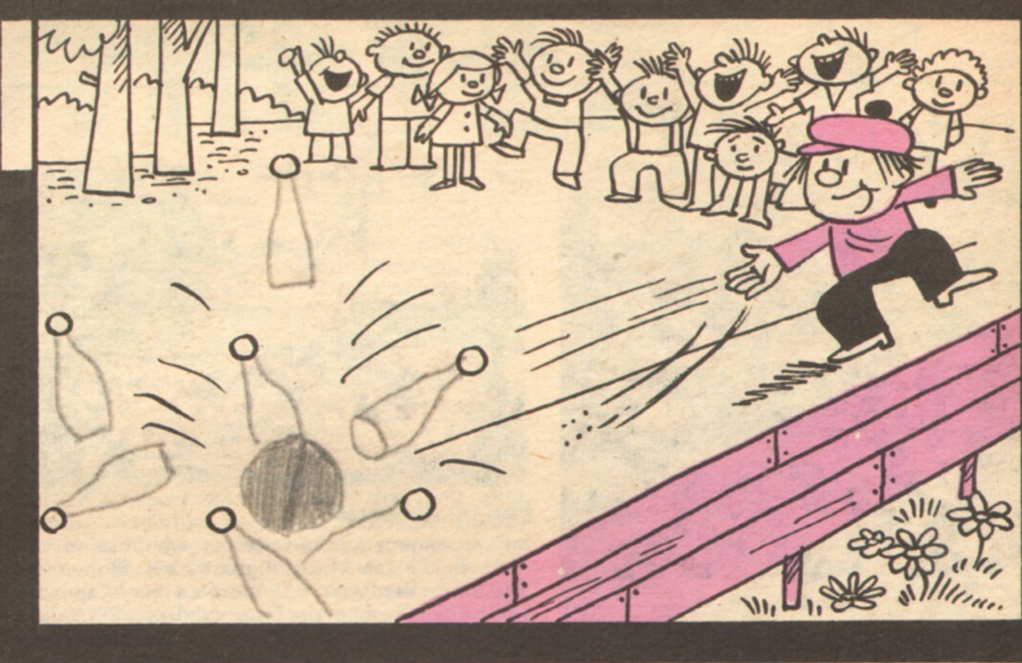
Weiter im Spielplatz-Text. Ihr könnt euch mit eurer Pioniergruppe um den Titel „FRÖSI-Spielplatz" bewerben. Folgende Bedingungen sind zu erfüllen: Der Spielplatz muß tipptopp in Ordnung sein; eure Pioniergruppe muß ihn regelmäßig pflegen.

He, wie fühlt man sich da oben?
Ist die Schwerkraft aufgehoben?
So mal Federball zu spielen
ist bestimmt der Wunsch von vielen;
aber bei dem Match der drei
ist ein kleiner Trick dabei.

Platzangst?

(12)

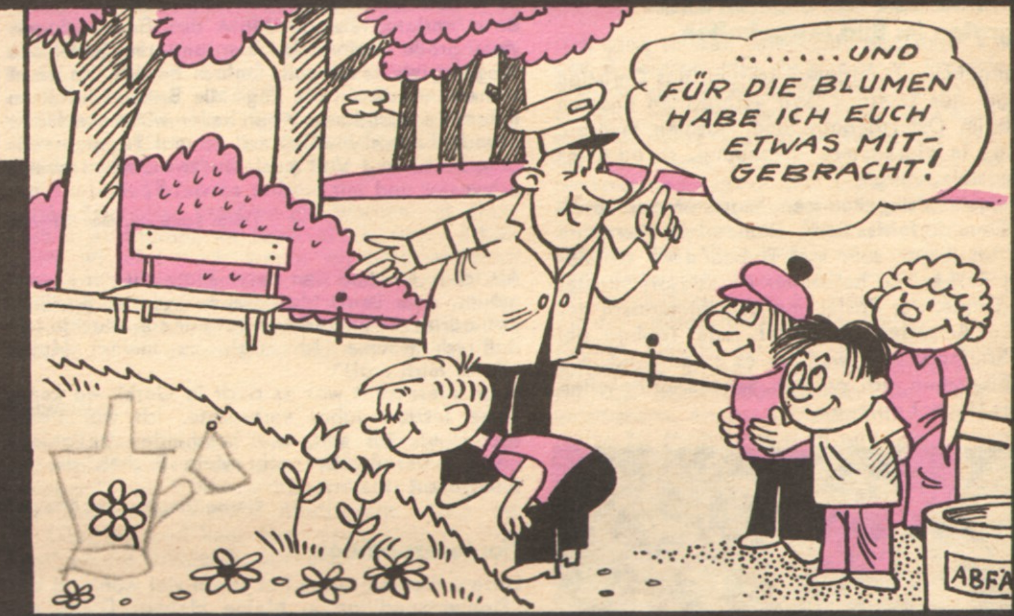
Ihr spielt auch mal mit kleineren Kindern dort. Und das Wichtigste: Ihr übernehmt die Patenschaft über diesen Spielplatz! Wenn diese Punkte erfüllt sind, dann könnt ihr euch bei uns bewerben. Wir bieten ein lustiges Spielplatzschild mit unseren „Frösi"-Figuren.



Hallo, Leute! Seht mal dort!
Das grenzt fast an „Spitzensport".
Alles tobt und ist begeistert,
wie der Lutz die Sache meistert.
Doch beim schönsten Kugelschieben
schlägt die Turmuhr mahnend sieben.

(13)

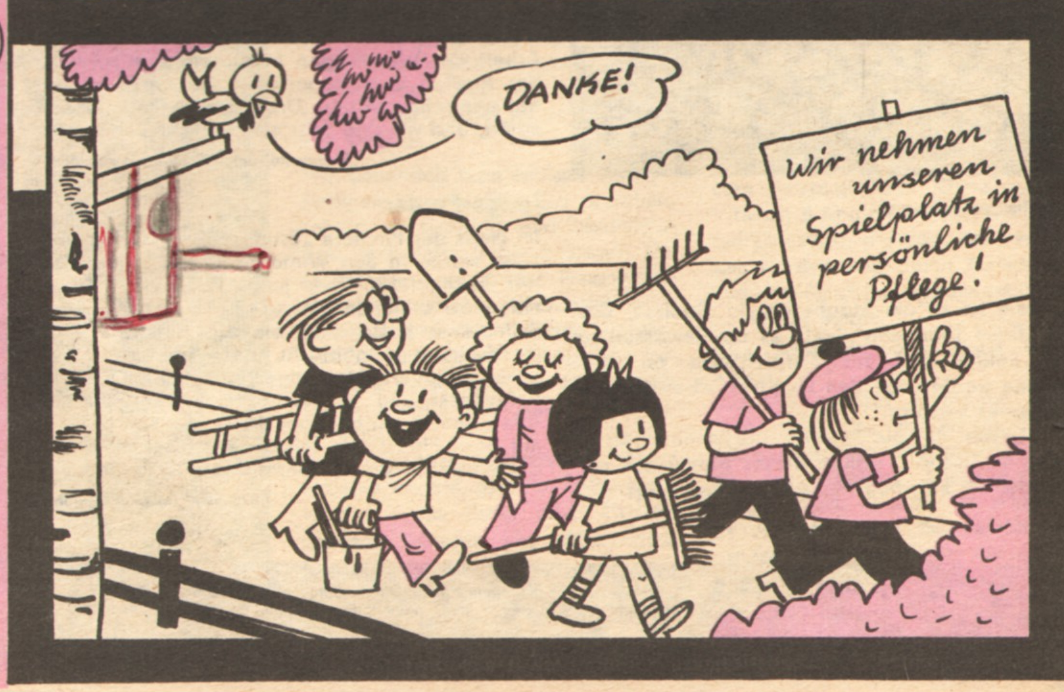
Und dazu gibt es auch eine „Frösi"-Urkunde für eure Gruppe. Also: Beratet das Problem mal, vielleicht auch mit eurer Patenbrigade. Macht euch Gedanken! Im nächsten „Frösi"-Heft erfahrt ihr weitere Einzelheiten, so daß ihr ab September loslegen könnt.



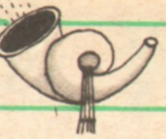
Auf dem Heimweg spricht sie dann
Obergärtner Krause an.
„Na, wie war's? Hat's Spaß gemacht?"
Alles nickt vergnügt und lacht.
Dieser Platz ist große Klasse!
sagen unsere Spielplatz-Asse.
Und wie sie in Schönschrift schreiben,
soll es künftig auch so bleiben.

(14)

Wir wünschen euch erlebnisreiche Sommerferientage, viel Spaß und Freude beim „Ferienspiel – Meine Heimat DDR", interessante Entdeckungen und Begegnungen in eurem Ferienort sowie Sonnenschein und Wanderwetter – je nach Bedarf! Und wenn ihr so ganz nebenbei auch noch an unsere Spielplatz-Ideen-Pirsch denkt, dann würden wir uns riesig freuen.

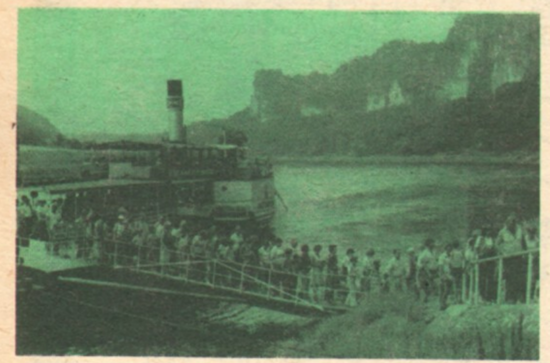


Zeichnungen und Verse: Horst Alisch
Text: Frank Frenzel





KLICK des MONATS



Landgang in Rathen

Ferieneindrücke von unseren Klick-Fotografen im Bild festgehalten

Zur Aufnahme „Landgang" schreibt uns Christian Sprengel aus Dessau: „Wir verbrachten unseren Urlaub im Osterzgebirge und machten mehrere Ausflüge in die weitere Umgebung, so auch ins Elbsandsteingebirge.
In Königstein angekommen, starteten wir sofort eine Dampferfahrt nach Rathen. Es herrschte beim Aussteigen sehr viel Trubel, denn schließlich ist Rathen ein bekannter Ausflugsort mit der Felsenbühne, der Bastei und dem romantisch gelegenen Amselsee. In dieses rege Treiben fiel mein Schnappschuß, weil ich es schön fand, wie viele Menschen sich an den Sehenswürdigkeiten unserer Heimat erfreuen.



Mein lieber Schwan!

Erholsam ist es am Staubecken in Gödissa. Die LPG „Ernst Thälmann" legte es zur Bewässerung ihrer Felder und zur Karpfenzucht an. Die Schwäne werden von den Genossenschaftsbauern des Dorfes versorgt.
Ralf Meister, der die Foto-Arbeitsgemeinschaft in Altkirchen besucht, wählte dieses Motiv, das die Freundschaft zwischen Mensch und Tier zeigt.



Ferienerlebnisse

Im vergangenen Jahr verlebten wir unseren Urlaub auf einem Campingplatz bei Plauen im Vogtland. Von dort aus machten wir eine sehr schöne Wanderung zur Elstertalbrücke. Sie wurde von 1846 bis 1851 erbaut. Sie ist 280 m lang und 68 m hoch. Der Weg führte uns an einem klaren Bach entlang. In der Mitte des Baches lagen viele große Steine. Auf der anderen Seite des Weges ging es bergan. Einfach herrlich! In 68 m Höhe überquerten die Züge die Brücke und 30 m tiefer die Wanderer. Aber bevor wir diese Höhe erreicht hatten, hieß es erst einmal Treppen steigen. Mutti und Vati pusteten zwar, aber meiner Schwester und mir machte es viel Spaß.

Dörte Schramm, 2600 Güstrow

Als ich in Moskau den Roten Platz mit der Kremlmauer, dem Lenin-Mausoleum und der Basilius-Kathedrale in Wirklichkeit vor mir sah, dachte ich, daß ich träume. Ich sagte zu meiner Mutti: „Zwick mich mal!"
Sehr interessant war es auch in Gorki, wo Lenin seine letzten Jahre verbrachte. Ich war überrascht, als ich sah, wie bescheiden er gelebt hat. Er besaß aber sehr viele Bücher, die er alle genau studierte.

Bianca Dressler, 2600 Güstrow

Pionierexpedition

Unsere Pioniergruppe hat schon viel während der „Pionierexpedition – Meine Heimat DDR" erforscht. Bei einem Besuch im VEB Kranbau Eberswalde erfuhren wir interessante Dinge über die Arbeit der Werktätigen in diesem Betrieb. Auch der Ausflug zum Nonnenfließ bei Spechthausen hat uns sehr gefallen. Unser Heimatkreis ist sehr schön, und wir sind sehr stolz auf ihn.

Stefan Ruback, 1300 Eberswalde-Finow

Junge Poeten

Im Haus der Pioniere „Bruno Kühn" in Hagenow-Land wurde in den Winterferien ein Poetenseminar durchgeführt. Viele junge Poeten des Kreises Hagenow erhielten hierzu eine Einladung. Jeder Teilnehmer hatte zwei bis drei Gedichte oder Geschichten mitgebracht. Wir haben darüber eifrig diskutiert, Meinungen ausgetauscht, Fehler aufgedeckt und Verbesserungen vorgeschlagen. Alle nahmen Anregungen für ihre weitere Arbeit mit nach Hause. Ich möchte mich bei allen Veranstaltern für diesen lehrreichen Tag bedanken.

Anke Schulze, 2820 Hagenow

Im Wald zu Gast

Unsere Paten arbeiten in einer Forstbrigade. Wir hatten schon viele schöne Erlebnisse mit ihnen. Besonders gefielen uns die Ausflüge mit dem Forstauto in den Wald oder zum Arendsee, wo das Baden viel Spaß macht. Demnächst wollen wir einen Arbeitseinsatz bei unserer Patenbrigade im Wald durchführen.

Simone Schäfer, 3581 Hohentramm

Unser Patenschiff

Unsere Patenbrigade arbeitet auf dem Schiff. Es trägt den Namen unserer Schule: „Dr. Richard Sorge". Zur Brigade gehören zwölf Seeleute. Der Kapitän, Herr Hoffmann, besucht uns oft. Unsere Paten organisierten für uns eine Schiffsbesichtigung, mehrere Kinobesuche, gingen mit uns schwimmen und beteiligten sich an einem Rätselpioniernachmittag.

Beate Ahlsleben, 2339 Dranske

Zu „Frösi"-Beiträgen



In der „Frösi-Boutique" zeigt Ihr immer sehr schöne Dinge zum Selbstmachen. Wir haben im September 1983 die Patenschaft über eine 1. Klasse übernommen. Gemeinsam mit den Pionieren dieser Klasse basteln wir gerne kleine Geschenke für alle Gelegenheiten. Dabei helfen uns die Anregungen aus der „Frösi" sehr.

Sandra Willgos, 1330 Schwedt

Euren Text in der „Frösi" 9/83 „Wen anklagen" von Hans Walde fand ich echt toll und interessant. Ich muß dazu sagen, daß ich in der BRD lebe. Da bekomme ich einiges mit über solche Vorfälle, über die Ihr berichtet habt. Unter anderem auch über den „Seveso-Fall". Es war schon dreist, die Bevölkerung dermaßen in Angst und Schrecken zu versetzen und einfach so Giftfässer verschwinden zu lassen. Die größte Frechheit aber war es, die Lüge zu verbreiten, die Fässer würden in der DDR lagern.
In meiner Klasse sind die meisten entweder nur halb oder überhaupt nicht über die DDR informiert. Der Artikel in der „Frösi" half mir, meinen Klassenkameraden klarzumachen, daß in der DDR ein solcher Skandal unmöglich wäre, weil dort keiner ein Interesse hat, aus Profitgründen die Sicherheit von Menschen aufs Spiel zu setzen.

Antje S., Saarbrücken (BRD)

In Eurer Zeitschrift 3/84 fiel mir der Artikel von Anja Baum „Der Frieden und ich" auf. Mir hat dieser Beitrag sehr gefallen. Anja stellt klar ihre Haltung zum Krieg dar und mahnt uns. Deshalb ist es wichtig, uns die Grausamkeit des Imperialismus vor Augen zu führen, damit wir schneller und besser begreifen.

Bianka Grau, 2111 Blumenthal

Zeichnungen: Christine Klemke

WITZ-ECKE Ein Radfahrer rast um die Kurve und stößt mit einem Wanderer zusammen. Schon liegen beide auf der Erde. „Konnten Sie denn nicht winken?" fragt der Wanderer empört. Da antwortet der Radfahrer: „Kennen wir uns denn?"

Patrick Weber, 1055 Berlin





»RAUSTRETEN!«

Text und Fotos: Klaus Trecke



Kurze schrille Pfiffe tönen über den Flur. Unteroffizier vom Dienst, Offiziersschüler Andreas Kordewan, viertes Studienjahr, hat in seine Bootsmannspfeife „gestoßen", Signal für alle Offiziersschüler auf der Etage, ihren Dienst zu beginnen. Und der ist an der Offiziershochschule „Karl Liebknecht" der Volksmarine sehr vielfältig. Seeoffiziere und Schiffsmaschinenoffiziere, die einmal auf Booten und Schiffen der Volksmarine Dienst tun werden, erhalten hier ihre Ausbildung. Andreas Kordewan, 21 Jahre jung, hat einen Moment Zeit für uns. „In den ersten Studienjahren erhalten alle Offiziersschüler die gleiche Ausbildung. Gesellschaftswissenschaften, Militärpädagogik und Militärpsychologie werden gelehrt. Auch Kenntnisse in Mathematik, Steuerungs- und Regeltechnik, Elektrotechnik und Russisch eignet sich jeder Offiziersschüler an. Militärische Körperertüchtigung, Schießen, Exerzieren, Schutz- und Sanitätsausbildung stehen auch auf dem ‚Stundenplan'. Nach den ersten Jahren erfolgt dann immer stärker die Spezialisierung zum Seeoffizier oder zum Offizier für Schiffsmaschinen!" Andreas hat sich für den Seeoffizier entschieden. „Um später einmal ein Boot oder Schiff führen zu können, brauche ich eine Ausbildung in seemännischer Schiffsführung, Schiffstechnik und Schiffssicherung, muß alle Navigationsverfahren und ihre Anlagen kennen und muß über alle Waffensysteme an Bord Bescheid wissen!"

Daß Andreas einmal „Schiffsplanken" bei der Ausübung seines Berufes unter den Füßen haben würde, erstaunt ihn selbst. „Ich komme aus Niedersachswerfen bei Nordhausen. So nach der 8. Klasse interessierte ich mich für den Offiziersberuf. Und bei der GST wurde ich Mitglied der Sektion Seesport. Vorher konnte ich noch nicht einmal vernünftig geradeaus paddeln! Kutterrudern, Kuttersegeln und Knoten wurden meine Hobbys. So wurde ich Mitglied des FDJ-Bewerberkollektivs an der EOS in Nordhausen, und in der 10. Klasse besuchten wir auch die Offiziershochschule hier in Stralsund. Was ich da sah und erfuhr – die modernen Ausbildungskabinette, die interessanten Ausbildungsfächer und die Aussicht, später einmal Menschen auf einem Schiff zu führen – das alles bestärkte mich in meinem Wunsch, Offizier der Volksmarine zu werden. Noch in der 11. Klasse bestand ich die Aufnahmeprüfung an der Offiziershochschule und nahm, nachdem ich mein Abitur gemacht hatte, das Studium hier auf.

Große Erlebnisse brachten die Wochen der praktischen Ausbildung an Bord. Mit unserem Schulschiff ‚Wilhelm Pieck' waren wir unter anderem auch in Finnland zu Gast. Da konnten wir das Gelernte an Bord anwenden. Dienst rund um die Uhr. Das war ein kleiner Vorgeschmack auf die spätere Arbeit an Bord des eigenen Schiffes!"

Raustreten ...

zum Waffenreinigen! Das steht jetzt auf dem Dienstplan. Einer, der auch fleißig seine Waffe „wienert", ist Offiziersschüler Uwe Rothenberger aus dem vierten Studienjahr. Uwe ist 24 Jahre alt und kam über einen kleinen „Umweg" an die Offiziershochschule.



„Ich ging in Aue zur Schule und hatte schon in der 8. Klasse, wie viele meiner Freunde, den Wunsch, zur See zu fahren. Das war so. Auf dem Filzteich bei Schneeberg begann dann auch meine erste ‚Seefahrt' auf einem Kutter der GST. Nach der 10. Klasse bewarb ich mich bei der Seereederei und begann eine Lehre als Matrose der Hochseeschiffahrt. Mit dem MS ‚Fichte' war ich in Kuba und Kolumbien. Als Facharbeiter fuhr ich auf dem MS ‚Albin Köbis' noch zwei Reisen lang nach Ostafrika. Dann kam meine Einberufung, ich verpflichtete mich zu einem Dienst auf Zeit. An der Flottenschule ‚Walter Steffens' der Volksmarine machte ich mir so meine Gedanken, sprach mit meinen Eltern und habe mich dann für den Beruf eines Offiziers der Volksmarine entschieden. An der Offiziershochschule holte ich meine Hochschulreife nach und begann dann das Studium. Ich werde einmal als Seeoffizier meinen Dienst tun. Das ist ein Beruf, in dem ich mich gefordert fühle. Es ist ein schönes Gefühl wenn man Menschen führen kann, um den Frieden zu schützen!"

Haarprobleme?

Viele von euch schrieben uns zu Haarproblemen und wollten Antwort auf ihre Fragen. „Frösi" sprach aus diesem Grunde mit Frau Kokesch, einer medizinischen Kosmetikerin der Poliklinik „Friedrich Wolf" in Berlin.

Hier ein paar allgemeine Hinweise:

Menschliche Haare wachsen nicht kontinuierlich, sondern zyklisch. Man besitzt ungefähr 100 000 Kopfhaare, und der Zyklus dauert rund sechs Jahre. Täglich fallen 70 bis 100 Haare aus, die natürlich wieder nachwachsen. Zwischen dem 14. und 17. Lebensjahr sind die längsten Haare entwickelt, während mit zunehmendem Alter die Haare nach jedem Haarwechsel kürzer und dünner werden.



Wie behandelt man fettiges Haar?

Fettiges Haar solltet ihr waschen, sobald es strähnig und unansehnlich wird (alle 3 bis 5 Tage). Ihr solltet dazu ein mildes Haarwaschmittel benutzen: Wofacutan oder Kinderhaarwäsche. Keine Haarwaschmittel gegen Schuppen verwenden, sonst fetten die Haare noch stärker! Spült die Haare mit Kamille nach!

Wer besonders glänzendes Haar erzielen möchte, gibt ins letzte Spülwasser etwas Essig oder Zitrone.

Claudia Schmidt aus Wickerstedt fragte: „Ich will mir bis zur Jugendweihe meine Haare wachsen lassen. Kann man etwas tun, daß es schneller geht?"

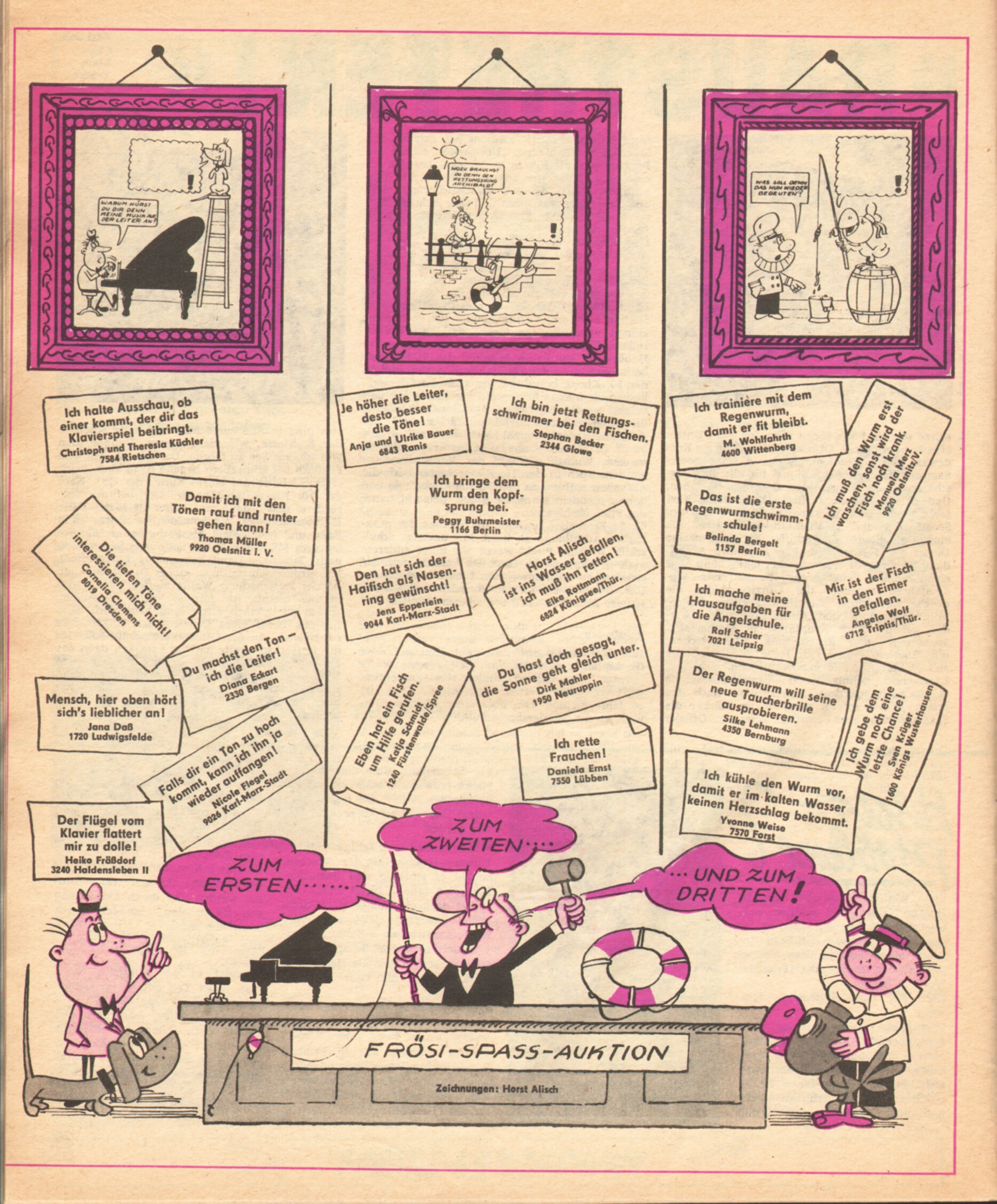
Die Haare wachsen im Monat ungefähr 1,2 cm, also etwa 15 cm im Jahr. Du solltest also nicht so ungeduldig sein, liebe Claudia. Es gibt aber Mittel, die den Haarwuchs günstig beeinflussen: das geschieht zum Beispiel durch Einnahme von Vitamin-B-Komplex oder Panthenol-Tabletten, die vom Arzt verordnet werden und durch Einwirkung von UV-Strahlen, besonders durch natürliche Sonne.

Ilka Schmiedel aus Pirna wollte wissen:

„Schadet es der Kopfhaut, wenn man jeden Tag mit einem Gummi einen Pferdeschwanz macht?"

Ja, das ständige Anspannen der Haare durch Gummi ist schädlich. Es entsteht durch Zugwirkung besonders im Stirnbereich ein Ausfall oder Abbrechen der Haare.

Foto: Werner Popp



Zeichnungen: Horst Alisch

SONNENSTAND

Es ist eine Alltagsweisheit: Je höher die Sonne steigt, desto mehr wärmt sie. Wir verspüren wenig Lust, uns bei tief stehender Sonne – am Morgen oder Abend – an den Strand zu legen. Am wärmsten ist es in der Mittagszeit bei hochstehender Sonne.

Wie aber kommt es, daß die tiefer stehende Sonne nicht mehr so stark wärmt und bräunt wie zur Mittagszeit? Ist sie vielleicht weiter von uns entfernt? Weit gefehlt. Die Entfernung Erde–Sonne, die sich im Laufe eines Tages nicht ändert, spielt dabei überhaupt keine Rolle. Es ist vielmehr der Winkel, unter dem die Sonnenstrahlen auf der Erdoberfläche auftreffen.

Stellen wir uns ein Paket von Sonnenstrahlen vor, die senkrecht auf die Erde treffen – so wie es in Afrika in der Nähe des Äquators der Fall ist. Diese Sonnenstrahlen erwärmen 1 m^2. Wem die Sonne so aufs Haupt scheint, kommt dabei ganz schön ins Schwitzen!

Bei uns erreicht die Sonne in der Mittagszeit (11.00 bis 13.00 Uhr) in den Monaten Juni und Juli eine Höhe von rund 60°. Unser „Sonnenstrahlenpaket" fällt nicht mehr senkrecht ein, die Fläche, die damit erwärmt werden muß, ist etwas größer und beträgt schon 1,2 m^2. Im Vergleich zum Äquator ist der Unterschied noch nicht sehr groß!

Angenommen, wir liegen um den 20. August gegen 16.30 Uhr Sommerzeit in der Sonne. Die Höhe unseres Tagesgestirns ist mit 30° schon bedeutend geringer. Die Sonnenstrahlen fallen noch schräger ein und müssen jetzt 2 m^2, also die doppelte Fläche, erwärmen.

Im Dezember und Januar erreicht die Sonne in der Mittagszeit nur noch 15° Höhe und die zu erwärmende Fläche ist bereits fast viermal so groß. Bei 6° Sonnenhöhe, wie z. B. Anfang August gegen 19.15 Uhr Sommerzeit, müssen die Strahlen unseres Sonnenpakets für $9^1/_2$ m^2 ausreichen, und die biologische Wirkung der Sonne hat aufgehört. Mit anderen Worten: Es hat unter 6° Sonnenhöhe keinen Zweck mehr, sich in die Sonne zu legen, um braun zu werden.

Unsere Wärmezufuhr vom Stern Sonne ist also von der Sonnenhöhe und damit vom Einfallswinkel der Sonnenstrahlen abhängig. Mit einem ganz einfachen Trick können wir die Höhe der Sonne vergrößern und können damit auch afrikanische Verhältnisse schaffen – ohne eine große Reise zu unternehmen. Dies geschieht auf folgende Weise:

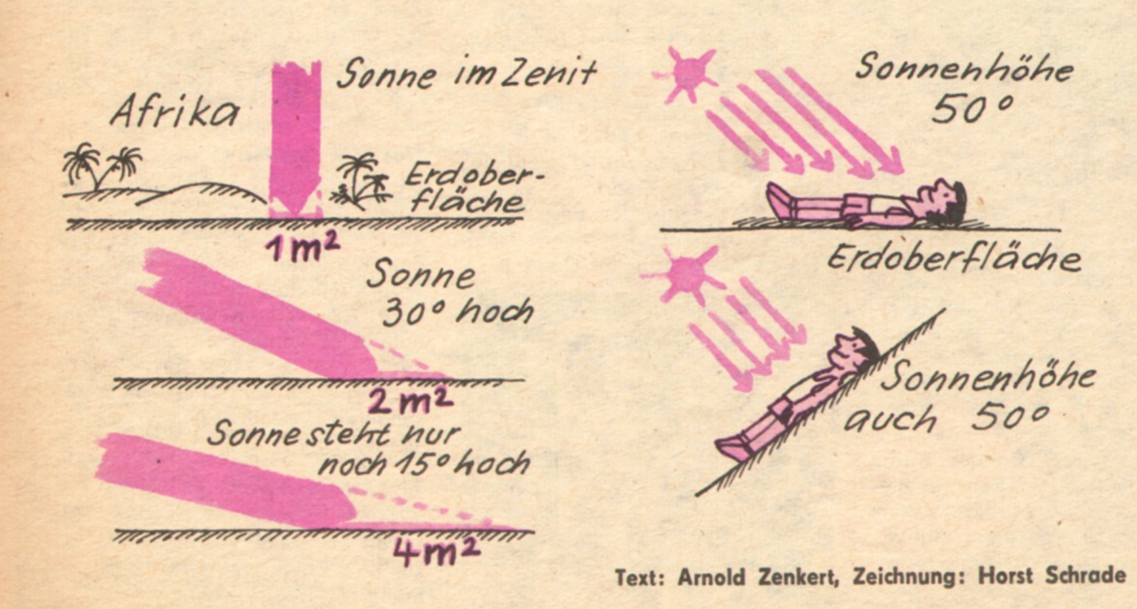
Wenn die Auffangfläche der Sonnenstrahlen nicht waagerecht, sondern geneigt ist, wird auch der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen größer. Nach Möglichkeit wollen wir einen rechten Winkel erreichen, damit die Sonne gewissermaßen im Zenit steht. Versuchen wir es einmal.

Steht die Sonne 60° hoch, so fehlen noch 30° bis zum rechten Winkel, wir müssen die Auffangfläche um 30° neigen, das heißt, in Richtung Sonne anheben.

Steht die Sonne 30° hoch, müssen wir die Auffangfläche um 60° anheben. So werden wir uns am Strand nicht waagerecht in den Sand legen, sondern unter einem bestimmten Winkel in Richtung zur Sonne. Wir werden uns einen kleinen Abhang schaffen – vorausgesetzt, daß wir dabei die Strandordnung nicht verletzen und der Strandwärter nichts dagegen einzuwenden hat. Ganz Schlaue werden sich vielleicht zwei oder drei solcher Liegeflächen schaffen, die verschieden geneigt sind. Auf diese Weise können wir uns afrikanische Sonnenscheinverhältnisse schaffen und besser in der Sonne „schmoren". Nicht immer wird man durch die Neigung einen Winkel von 90° bekommen. Es genügt aber schon eine Veränderung auf 60° oder 70° – und die Wärmezufuhr wird sich dadurch bedeutend erhöhen.

Noch etwas aus der Erfahrung: Hangneigungen schätzt man meist viel zu groß. Um einen Hang von 45° Neigung zu schaffen, muß man sich vorstellen, daß man seine Körpergröße auf den Boden überträgt und dann eine Verbindungslinie zum Kopf zieht. Diese wäre bereits ein stattlicher Hang, auf dem man sich kaum noch bewegen könnte. Wer es nicht glaubt, sollte es einmal probieren!

Übrigens, ganz so neu ist diese Erkenntnis mit der geneigten Auffangfläche nicht. Obstgärten und Weinberge sind oft an Abhängen angelegt, um so den Einfallswinkel der Sonnenstrahlen und damit die Wärmezufuhr zu vergrößern.



Text: Arnold Zenkert, Zeichnung: Horst Schrade

KENNWORT: FRÖSI-Blumenstrauß

Seit einem guten Jahr stellen wir auf euren Vorschlag hin Menschen vor, mit denen ihr gern zusammen seid und denen ihr viel verdankt. So habt ihr in unserer Beitragsreihe „Frösi-Blumenstrauß" schon die Bekanntschaft mit Lehrern, Pionierleitern, Patenbrigaden, Elternaktivmitgliedern, Volkspolizisten, Jugendbrigadieren und Parteiveteranen gemacht. Und es gibt noch viele, viele Menschen, über die wir schreiben müßten – auch Schriftsteller, Schauspieler, Sänger, Grafiker und viele andere, die euch mit ihrer Arbeit Freude bringen. Denkt auch ihr einmal darüber nach, wem ihr durch „Frösi" einmal ein besonderes Dankeschön sagen wollt. Wenn ihr euren Vorschlag gut begründet, dann erhält derjenige, dem ihr danken wollt, von uns eine große „Frösi"-Urkunde. Eure Mühe belohnen wir jeweils mit einem Buchscheck. Schreibt uns unter dem Kennwort: „Frösi"-Blumenstrauß. Heute veröffentlichen wir einige Auszüge aus Briefen die uns bisher erreichten.

Ich bin nun schon das dritte Jahr lang Freundschaftspionierleiterin. Erfahrungen im Jugendverband, Arbeit mit den jüngsten Pionieren und das Vorbild meiner Freundschaftspionierleiterin Doris Böcke weckten in mir den Wunsch, diesen Beruf zu ergreifen. Auch Doris Böcke, die heute Lehrerin an der Pestalozzi-Oberschule in Birkenwerder ist, verdient unbedingt einen „Frösi"-Blumenstrauß. Zwanzig Jahre lang arbeitete sie mit Pionieren. Ihren persönlichen Kontakt zu den Räten und FDJ-Mitgliedern, die Liebe zu den Kindern und ihr politisches Verantwortungsbewußtsein nehme ich mir zum Vorbild.

Ute Wieder, Hennigsdorf

Ich möchte meiner Mutti einen „Frösi"-Blumenstrauß schenken.

Jeanette Voß, Fangschleuse

Wir Schüler der 6. Klasse wollen der DFD-Gruppe Crüchern, unserer Patenbrigade, einen Blumenstrauß überreichen.

Klasse 6, Oberschule Wohlsdorf

Ich möchte Tüte ehren. Er gibt uns viele Rätsel auf und hat immer viele schöne Überraschungen für uns bereit.

Karin Kern, Neugersdorf

Wir haben in der Schiefergrube Unterlogwitz eine Patenbrigade. Zusammen mit ihr hatten wir schon viele schöne Erlebnisse. Zum Beispiel veranstaltete sie mit uns einen Wissenstest, bei dem wir erkannten, welche Folgen Unaufmerksamkeit und Vergeßlichkeit im Straßenverkehr haben können. Unsere nähere Heimat lernten wir mit ihr auf Wanderungen kennen. Sehr beeindruckt hat uns auch die Besichtigung ihres Betriebes.

Klasse 6 der Oberschule „Siegfried Rädel" Markgölitz

Wir wollen unserer Patenbrigade aus der Molkerei in Anklam einen Blumenstrauß schenken, denn wir verlebten bei Spaß und Spiel schon viele schöne gemeinsame Stunden.

Matthias Lenz, Anklam

Seit dem ersten Schuljahr haben wir einen engen Kontakt zu unserer Patenbrigade „30. Jahrestag der DDR" des VEB Elektrowärme Belzig. Hier werden Herdplatten produziert. Wir konnten uns schon alle Abteilungen anschauen und sehen, wie die Arbeiter die Platten herstellen. Unsere Patenbrigade begleitete uns zu unseren Wandertagen, und unser schönstes gemeinsames Erlebnis war unsere Fahrt nach Berlin. Dort wurden wir im Pionierpalast in die Reihen der Thälmannpioniere aufgenommen.

Thomas Walter, Belzig

Text: Margit Stolzenburg
Zeichnung: Jürgen Schumacher

EXPEDITIONS-MOSAIK

Der kurioseste Leuchtturm

unseres Landes steht nicht am Meer, sondern am künstlich angelegten Großteich nahe dem Jagdschloß Moritzburg bei Dresden. Leuchtturm sowie Hafen, Mole und Schiffe waren um 1775 auf Befehl des Kurfürsten Friedrich August III. gebaut worden, der dort mit seinem Hof zur Belustigung „Seeschlachten" veranstaltete.



Die älteste Eisenbrücke

in der DDR ist im Wörlitzer Park bei Dessau zu finden, wo sie sich mit 7,75 m Spannweite über den Georgskanal wölbt. Sie ist die nur 12 Jahre jüngere, verkleinerte Nachbildung der ersten Eisenbrücke der Welt, die den englischen Fluß Severn bei der Stadt Coalbbrookdale überspannt und 1779 aus Gußeisenteilen erbaut worden ist. Die Wörlitzer Gußeisenbrücke ist die zweitälteste auf dem europäischen Kontinent.

Die historischste Apotheke

ist die Marktapotheke im Romanischen Haus zu Saalfeld. Bereits 1681 zog sie in dieses Bauwerk ein, das 1180 als Wohnturm erbaut worden war und das älteste erhaltene Apothekengebäude unserer Republik ist.

Der wehrhafteste bäuerliche Bau

ist der sogenannte Perfert in Pulsnitz, der letzte seiner Art bei uns. In solche fensterlose, nur durch ein Schlupfloch zugängliche Lehmhäuser zogen sich in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters die Bauernfamilien samt Hab und Gut zurück, um vor marodierenden Heerhaufen sicher zu sein. Das einst von einem Wassergraben umgebene, mit einem Lehmdach gegen Brandstiftung gesicherte Gebäude war nicht leicht zu erstürmen.

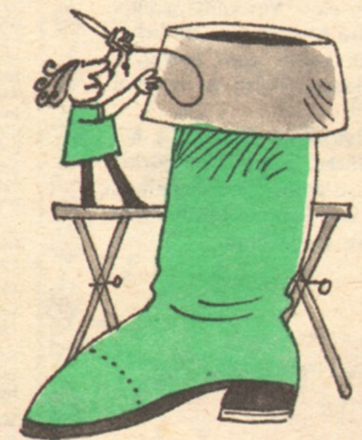


Die geräumigste Höhle

unter den rund 500 bekannten Höhlen der DDR ist die Heimkehle bei Uftrungen im Südharz. Diese Gipshöhle besitzt den größten unterirdischen Hohlraum, der in unserem Lande Besuchern zugänglich ist: den „Großen Dom" von 28 m Höhe und bis zu 65 m Durchmesser.

Der riesigste Stiefel der Welt

kann in Leisnig in der Burg Mildenstein bestaunt werden. Dieser aus zehn Rinderhäuten gefertigte Lederriese von 3,70 m Höhe wurde 1925 anläßlich des 600jährigen Bestehens der Döbelner Schuhmacherinnung von sechs Meistern in 750 Arbeitsstunden angefertigt. Die 1,90 m lange und 0,73 m breite Sohle wurde mit 20 m Wäscheleine genäht. Vier Zentner wiegt dieser Stiefel.



Die schwerste Glocke,

die in der DDR geläutet wird, ist die Gloriosa auf dem Erfurter Dom. 1497 gegossen, ist sie die größte mittelalterliche Glocke Europas: sie mißt mit Krone 250 cm in der Höhe, 257 cm im Durchmesser am unteren Glockenrand und wiegt 227,34 Zentner. Allein das Seil, mit dem sie in zweitägiger Arbeit auf den Turm gezogen wurde, wog fünf Zentner. Wegen ihres schönen Klanges wurde sie in einem 1650 in Rom erschienenen musikwissenschaftlichen Werk als „omnium campanarum regina", als Königin aller Glocken bezeichnet.

Die mächtigsten Bäume

bei uns sind die berühmten sieben Ivenacker Eichen im Park von Ivenack, Bezirk Neubrandenburg. Sie stehen dort schon über 1 000 Jahre, die älteste etwa 1 200 Jahre; sie hat eine Höhe von 33 Metern. Der mächtigste dieser unter Naturschutz gestellten Methusalems hat (in Brusthöhe) einen Stammumfang von fast 11 Metern und eine Stammgrundfläche von rund 16 Quadratmetern.

Die komplizierteste Uhr

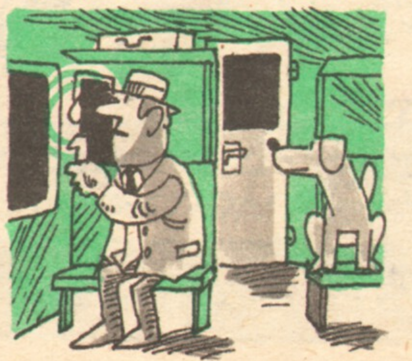
in unserer Republik tickt in der Rostocker Marienkirche und ist eine der ganz wenigen original erhaltenen astronomischen Uhren des Mittelalters. Sie zeigt seit 1472 u. a. die Stunden (aber nicht die Minuten), die Mondphase und das Mondalter, die Stellung der Sonne im Tierkreis an. Sie hat ein Spielwerk mit 24 Glocken, das zu jeder vollen Stunde eine Melodie spielt. Auf einem zweiten Zifferblatt zeigt sie das Datum bis zum Jahr 2017 mit Tagesnamen, Sonnenaufgang, Feiertagen an. Täglich 12.00 Uhr ziehen an einem Aufsatz über der Uhrscheibe die Figuren von sechs Aposteln vorbei.

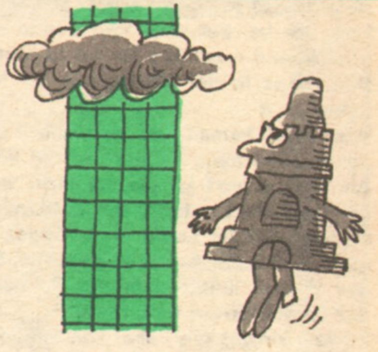
Das romantischste Schiff

unseres Landes ist das Segelschulschiff „Wilhelm Pieck" der GST. Diese zweimastige Schonerbrigg mit 41 m Länge, 7,70 m Breite und 3,66 m Tiefgang wurde am 2. August 1951 in Dienst gestellt. Sie hat 13 Segel mit insgesamt 570 Quadratmetern Segelfläche. Gesetzt werden sie mittels 104 Tampen (Seilen). Jeder Tampen hat seinen Namen, und den längsten hat der Großstengestaksegelschoothornaufundbeiholer, mit dem das Großstengestaksegel bedient wird.

Der längste Eisenbahntunnel

zwischen Rostock und Suhl ist der 3 088 m lange Brandleitetunnel. 1884 vollendet, bohrt er sich in 240 m Tiefe durch den Berg Brandleite zwischen dem Bahnhof Gehlberg und dem Bahnhof Oberhof.





Der hochaufstrebendste Rathausturm

streckt sich 115 Meter in den Himmel. Er gehört zum Leipziger Neuen Rathaus, das 578 Räume hat. Ihm kann Leipzigs Wahrzeichen, das Völkerschlachtdenkmal, mit seinen 91 Metern Höhe noch nicht einmal die Spitze reichen.

Das salzigste Naturschutzgebiet

ist der Solgraben bei Artern. Dieses 55,45 Ar große bedeutende Vorkommen von Salzpflanzen liegt an einer Solquelle mit einem Salzgehalt von 3,25 Prozent. Das ist rund zehnmal so salzig wie die Ostsee, die einen mittleren Salzgehalt von 0,3 bis 0,4 Prozent hat.

Die steilste Eisenbahnstrecke

hat die „Rübelandbahn" auf ihrer 24 km langen Fahrt von Blankenburg/Harz nach Königshütte zu bewältigen. Zwischen den Bahnhöfen Michaelstein und Hüttenrode muß sie eine Steigung von 1:16,6 schaffen, also auf nur 16,6 Meter Strecke einen Meter Anstieg erzwingen.

Die winzigste bewohnte Meeresinsel

an unserer Ostseeküste ist die Insel Riems im Greifswalder Bodden mit 0,2 Quadratkilometern Fläche. Hier befindet sich das weltberühmte Tierseuchen-Forschungsinstitut „Friedrich Loeffler".

Das schwerste Buch

und größte dazu, das in unserer Republik existiert, ist der fast drei Zentner wiegende „Atlas des Großen Kurfürsten" in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin. Er ist 1,70 m hoch, 2,20 m breit (aufgeschlagen), enthält 35 Landkarten und 18 Seekarten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts und liegt auf einem besonderen Gestell, damit er benutzt werden kann.

Als betagteste Stadt

unseres Landes gilt Arnstadt. Sie wurde im Jahre 704 erstmalig urkundlich überhaupt und 1220 erstmalig als Stadt erwähnt.

Text: Manfred Knoll/Ralf Kegel
Zeichnungen: Horst Schrade

Sauer macht lustig

Probiert's mal! Beißt kurzerhand in eine Zitrone! Futtert ein halbes Pfund Sauerkraut! Oder aber versucht's mal mit pikanten sauren Gurken. Schaut euch Korbine an. Sie hat die „Lösung" bereits im Einwecktopf. Ihr besonderes Rezept: Salzdillgurken, wovon im VEB Venetia, Berlin, jährlich 20 000 Zentner fabriziert werden.

Ihr fangt natürlich klein an. Zum Beispiel mit fünf Kilogramm 8 bis 10 Zentimeter langen Gurken. Sie werden gründlich in kaltem Wasser gewaschen, zwei-, dreimal angestochen und in ein passendes Gefäß geschichtet. Zum Würzen nehmt ihr etwas Dill, Estragon, drei bis vier Lorbeerblätter, ein paar Zwiebelringe und übergießt das Ganze mit einer 5prozentigen Lösung aus Kochsalz und Wasser. Nun einen Teller auf das Gefäß legen und mit einem Stein beschweren. Fertig! Nach einer Woche etwa dürft ihr Stein und Teller entfernen und den Topf mit einem sauberen Leinentuch zubinden. Kosten kann man nach vier bis sechs Wochen. Unser Tip: Probiert alle gemeinsam bei einem Pioniernachmittag, wo ihr neben der Ermittlung der besten „Einleger" einmal über die Ernteergebnisse in eurem Schulgarten sprecht und über einzelne Kulturen. Einer könnte zum Beispiel viel Interessantes von der Gurke erzählen. Die Gurke stammt eigentlich aus Ostindien und ist, botanisch gesehen, eng mit dem Kürbis verwandt. Was ihr sicher noch nicht wißt: An der Gurke befinden sich, für das menschliche Auge nicht sichtbar, mikroskopisch kleine Lebewesen, die, aus den Bestandteilen der Gurke sich ernährend, unter Zusatz von Salzlösung eine Säuerung herbeiführen. Wird die Säure zu stark, hören die kleinen Bakterien von selbst auf, Säure zu produzieren. So sind die Gurken haltbar, und man kann sie, nachdem sie im Sommer eingelegt wurden, bis zum Frühjahr verzehren. Wie und mit welchen Raffinessen Gurken haltbar gemacht werden und nach wieviel verschiedenen Geschmacksrichtungen, das fragt am besten eure Muttis und Omas. Schickt uns ihre Rezepte, probiert sie aus. Ladet zu eurem Pioniergruppennachmittag auch eure Lehrer und Pionierleiter ein. Am besten auch noch einen „Sachverständigen" des Zentralen Warenkontors Obst, Gemüse und Speisekartoffeln bzw. den Vertreter eurer örtlichen Aufkaufstelle. Ihr werdet sehen, wie interessant gerade dieser Pioniernachmittag sein wird. Alle werden sich über eure „Konservierungskünste" freuen und mit euch lachen. Verkauft auch euer „Sauerprodukt"! Gestaltet einen tollen Soli-Gurken-Basar!

Bringt bei dieser Gelegenheit auch eure besten Einlegerezepte an den Mann bzw. die Frau. Übrigens: Für das Vorzüglichste – denn auch wir werden nach euren Vorschlägen ausgiebig probieren, verkosten und dabei die eigene Zunge befragen – stiftet „Frösi" einen Korbine-Gurken-Preis. Auch für den lustigsten Bericht über einen Pioniernachmittag. Außerdem gibt es für besonders Pfiffige eine Sonderüberraschung vom VEB Venetia, Berlin. Zuschriften zum Thema „Sauer macht lustig" erwarten wir bis zum 30. September 1984. Unsere Anschrift wie immer: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Zeichnung: Fred Westphal

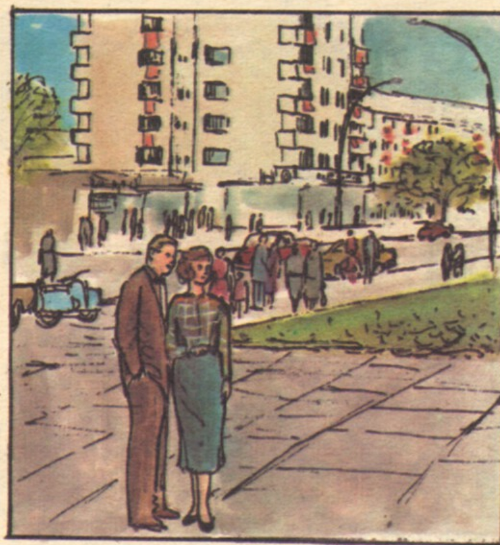


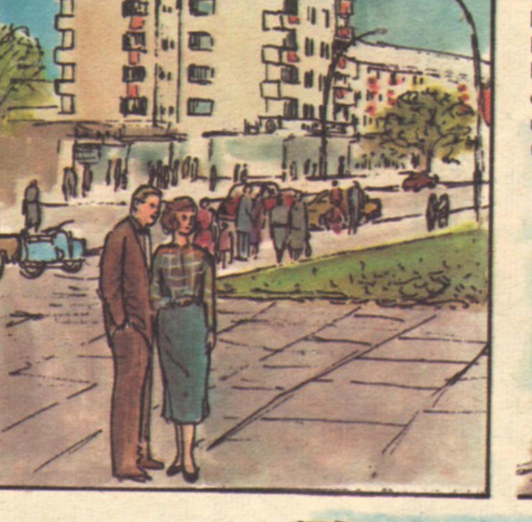
Kiefern, Kräne und Konverter TEIL II

Text: Frank Schumann
Zeichnungen: Jutta Godilo



1. Heute ist für den 26jährigen Horst Schröder ein großer Tag. Er hat seinen besten Anzug angezogen. „Beeil dich", ruft er durch die Badezimmertür. Daß die Frauen immer so lange brauchen, um sich hübsch zu machen, denkt er.





2. Die Stöckelschuhe klappern auf dem Gehweg. „Weißt du überhaupt, wo wir die Pflastersteine hernahmen, als wir Eisenhüttenstadt in den fünfziger Jahren auf den Heidesand bauten?" Frau Schröder schüttelt den Kopf. „Tausende Tonnen Granit lagerten in Fürstenberg am Oderhafen. Die Faschisten wollten damit in Moskau ihr Siegerdenkmal errichten. Daraus wurde nichts. Wir haben die gewaltigen Blöcke zersägt und damit unsere Leninallee gepflastert."



3. Die Stadt ist geschmückt. Vom blauen Junihimmel scheint die Sonne. Der Spielmannszug der GST – junge Mädchen in farbenfrohen Kostümen – marschiert in die gleiche Richtung, in die sich alle Leute bewegen: zum Eisenhüttenkombinat.

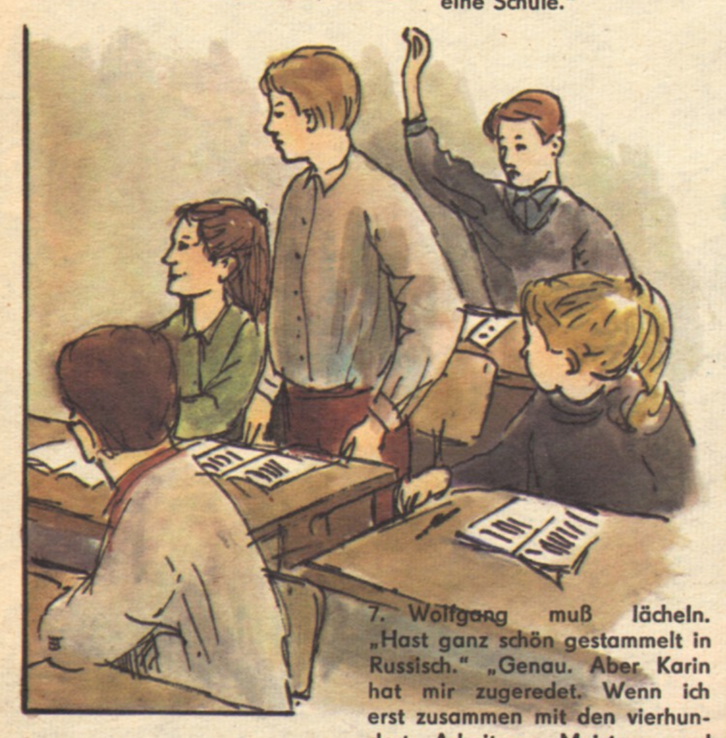


4. „Hallo, Horst!" „Wolfgang, wo kommst du denn her?" Horst Schröder begrüßt erfreut einen jungen Mann. „Darf ich vorstellen – meine Frau Karin. Und das ist Wolfgang Klanz, ein Schulfreund. Er lebt schon lange in Frankfurt. Seitdem haben wir uns kaum noch gesehen."
„Das lag aber nicht an mir", lächelt Klanz. „Wenn ich im Werk war, habe ich jedesmal nach dir gefragt. Aber du besuchtest eine Schule."

5. Ein Bus hält. Die drei steigen mit den anderen ein.



6. „Als wir vor vier Jahren anfingen, das Walzwerk zu errichten, fragten mich die Genossen der Leitung, ob ich nicht von meinem Hochofen ins modernste Kaltwalzwerk der DDR wechseln wolle. Voraussetzung sei natürlich ein Ingenieurstudium. Erst hatte ich ja Bedenken, vor allem wegen meiner Sprachkenntnisse ..."



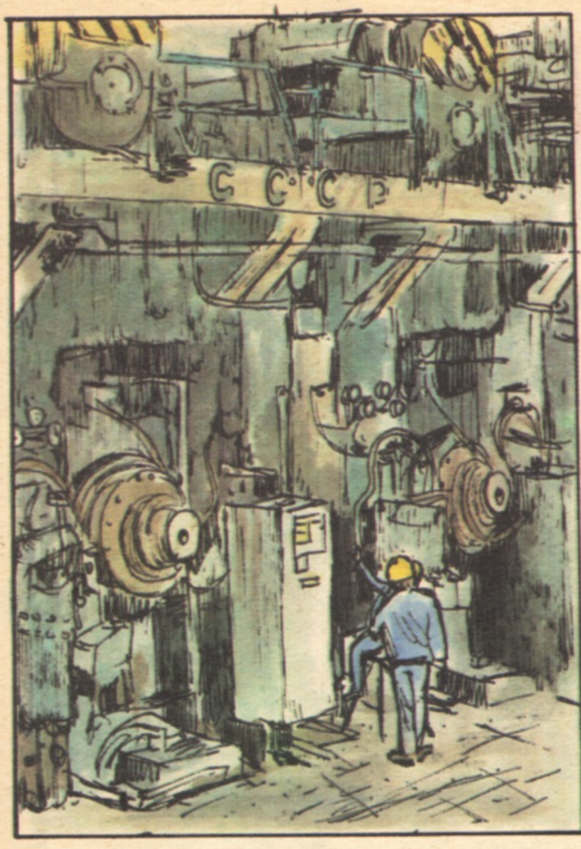
7. Wolfgang muß lächeln. „Hast ganz schön gestammelt in Russisch." „Genau. Aber Karin hat mir zugeredet. Wenn ich erst zusammen mit den vierhundert Arbeitern, Meistern und Ingenieuren in Tscherepowez an der sowjetischen Anlage ausgebildet würde, sagte sie, lernte ich auch das noch. Sie behielt recht."

8. Am Betriebstor herrscht bereits lebhaftes Gedränge. „Wir haben noch etwas Zeit bis zum Beginn des Meetings", sagt Horst. „Kommt, ich zeige euch inzwischen mein neues ‚Reich'."



9. Sie treten in eine gigantische Halle. Licht flutet durch die gläsernen Seitenwände. Karin Schröder blickt enttäuscht. „Ist ja alles leer." „Na klar. Hier werden die Bleche gebündelt. Solange wir noch nicht produzieren, kann auch nichts versandt werden."





10. „Und das hier ist das Herzstück des Betriebes." Voller Stolz weist Horst Schröder in der nächsten Werkhalle auf die Walzstraße. „CCCP" steht in großen Lettern an dem stählernen Giganten. „Unser Quatro-Tandem. In diesem Koloß vom Ural-Masch werden die Bandstähle mit großem Druck zu Blechen ausgewalzt. Dort hinten werden sie dann auf Rollen gewickelt."



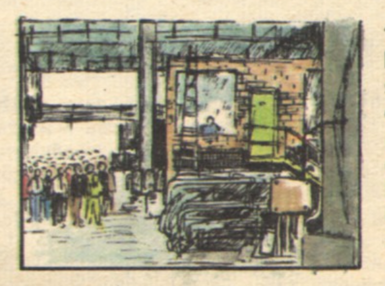
11. Noch ist hier alles still. Einige Arbeiter sind mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt. „Grüß dich, Horst. Zeigst wohl deiner Familie unseren ‚Fußballplatz'?"





12. Karin Schröder schaut ungläubig. „Ihr spielt hier Fußball?" Wolfgang Klanz lacht lauthals. „Die Halle mißt 300 mal 600 Meter. Da hat jemand ausgerechnet, daß alle vierzehn Spielfelder der DDR-Fußballoberliga hier hineinpassen. Theoretisch. Seitdem ulken die Jungs, sie hätten den größten Fußballplatz der Republik."

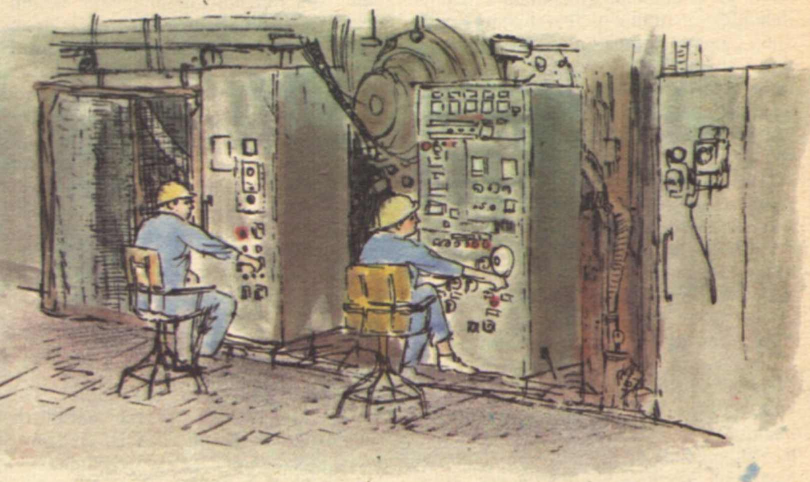
13. „Hallo, Serjoscha!" Auf einer Eisentreppe an der Walzstraße steht ein Mann mit blauem Kittel und Schutzhelm. Es ist einer der vielen sowjetischen Spezialisten, die beim Aufbau des Werkes und beim Anfahren der Anlage am heutigen 28. Juni 1968 helfen. „Guten Tag, Chorst!"



14. Draußen hat sich mittlerweile eine riesige Menschenmenge versammelt. Sie alle wollen Zeuge des berühmten Knopfdruckes werden, der die Walzstraße in Betrieb setzt. Horst, seine Frau und Wolfgang Klanz stellen sich zu den Tausenden.

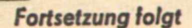


15. Der Redner am Mikrofon dankt für die umfassende Hilfe aus der Sowjetunion. Der größte Teil der hochwertigen Maschinen kam aus dem Lande Lenins. Jeder hier weiß, daß es ohne die UdSSR das EKO und das Kaltwalzwerk, also ihre Arbeitsplätze, und die erste sozialistische Stadt der DDR nicht gäbe.



16. Dann endlich ist es soweit. Die 3 000 Tiefstrahler werfen ihr gleißendes Licht, in der Halle ist es taghell. Ohrenbetäubender rhythmischer Lärm setzt ein. Rumpelnd verschwindet der Stahl im Quarto-Tandem. Schwere Rollen walzen ihn flach – zu Blech. An mehreren Kontrollstellen neben der Anlage verfolgen Werktätige aufmerksam die Anzeigegeräte.
Als sich nach einiger Zeit am Ende des Quarto-Tandems das nur wenige Millimeter dicke Stahlblech wie eine Zunge herauswindet, brandet anerkennend Beifall auf. Das ist das erste in der DDR kaltgewalzte Blech.

17. Wolfgang Klanz fragt: „Was will euer Großer mal werden?" Karin Schröder lächelt: „Natürlich Lokführer. Klaus ist erst fünf." „Aber bis es soweit ist", ergänzt der Vater, „werde ich ihn schon überzeugt haben, daß sein Platz im Kaltwalzwerk ist." Klanz winkt ab. „Spare deine Energie. Oder glaubst du wirklich, daß nun nichts Neues mehr kommt?"


Fortsetzung folgt

Erzählung von Juri Katschajew

Bergveilchen



Firjusa hatte das Geröllfeld des Ptyschsker Gletschers überquert und wandte sich nach links in Richtung Dombai-Paß. Es war zehn Uhr. Die vereisten Berghänge leuchteten wie Milchglas.

Ulgen, der mit den Pfoten das Eis aufkratzte und ab und zu ausrutschte, lief nebenher. Das Mädchen und der Hund hatten schließlich den schmalen Durchgang passiert und stiegen zum Nordkamm des Gipfels auf. Von hier aus eröffnete sich dem Blick das geschliffene Kristall des Kasbek, der zu dieser Stunde aber in Wolken gehüllt war.

Firjusa blieb einen Augenblick stehen, um sich auszuruhen, und betrachtete ihren Hund. Sein Aussehen erregte ihre ganze Aufmerksamkeit: Er stand mit gesträubtem Fell und benahm sich auffällig unruhig.

„Was hast du?" fragte Firjusa. Ulgen bellte kurz auf und winselte langgezogen, die Schnauze einer überhängenden Schneewand zugewandt, die sich rechts von ihnen befand.

Rasch holte Firjusa den Kletterhammer aus ihrem Rucksack und schlug zur Sicherung einen Eishaken ein. Mit dem Eispickel den verharschten Schnee abtastend, schritt sie langsam dem Abhang zu. Etwa sechs Meter unter dem Schneeüberhang, am Rande eines schmalen, mit Schnee bedeckten Felsvorsprunges lag ein Junge. Er war offensichtlich besinnungslos. Eine Hand hing kraftlos herab.

Ob er noch am Leben ist? war Firjusas erster Gedanke. Sie überlegte, ob ihr Seil reichen würde. Aber zum Überlegen war keine Zeit. Wenn der Verletzte noch lebte, konnte er sich jeden Augenblick bewegen und in den Abgrund stürzen.

Das Seil reichte. Vorsichtig ließ sie sich hinab. Als sie den Felsvorsprung erreicht hatte, näherte sie sich behutsam dem Verletzten und zog ihn näher zur Felswand. Sie blickte in das blutüberströmte Gesicht und sah, daß es ein Junge in ihrem Alter war, etwa 14 Jahre. Firjusa befühlte seinen Kopf, konnte aber keine Wunde entdecken. Erleichtert atmete sie auf. Das bedeutete, daß das Blut durch den Sturz aus der Nase geflossen war. Danach glitten ihre Finger die Wirbelsäule entlang, auch die Arme und Beine des Jungen tastete sie ab. Der Junge stöhnte und öffnete die Augen. Er schaute Firjusa verwirrt und verständnislos an. Doch langsam kehrte das Gedächtnis zurück, und er fragte zögernd: „Habe ich mich sehr verletzt?"

„Es hätte schlimmer sein können. Du bist mit einer Unterschenkelprellung davongekommen."

„Weißt du das bestimmt?"

„Ich bin kein Arzt", antwortete Firjusa trocken, „aber ich denke, daß es so ist. Vorausgesetzt natürlich, daß mit dem Kopf alles in Ordnung ist. Versuche einmal, dich zu setzen."

Der Junge richtete sich mit merklicher Anstrengung auf, wobei sein Kopf wie bei einer Stoffpuppe hin und her schwankte.

„Ist dir übel?" fragte Firjusa.

„Ein bißchen. Vor den Augen sehe ich Kreise."

Eine leichte Gehirnerschütterung, dachte Firjusa, und laut sagte sie: „Das ist so nach einem Sturz. Mach keine heftigen Bewegungen. Wir müssen dort hinaufklettern."

Firjusa nahm einen Mauerhaken und schlug ihn in einen Felsspalt. Klingend schlug der Hammer gegen den Stahl. Nachdem sie etwas höher einen zweiten Haken eingeschlagen hatte, hängte sie einen Karabiner* ein und zog das Seil hindurch.

Die Wand gehörte nicht zu den leichten, und Firjusa brauchte eine Viertelstunde, sie zu erklimmen. Ulgen begrüßte sie mit freudigem Gewinsel.

Firjusa legte den Eispickel unter das Seil, damit es sich an den scharfen Kanten der Schneewand nicht durchreiben konnte, wenn sie diesen Unglücksalpinisten hochziehen mußte. Einen Augenblick lang war das Mädchen fast von Zorn gegen ihn erfüllt. Wie viele solcher selbstgefälligen Neunmalklugen stürzen in den Bergen ab!

„He, du!" rief sie leise. „Zieh das Seil unter den Armen fest und tritt mit dem gesunden Bein auf die eingeschlagenen Haken. Aber streng dich nicht zu sehr an, sonst kannst du das Bewußtsein wieder verlieren. Hast du verstanden?"

„Ja", klang es von unten herauf.

„Dann los! Und sprich ab und zu etwas."

Wie lange der Aufstieg dauerte, wußte Firjusa nicht. Sie hatte keine Zeit, auf die Uhr zu schauen. Millimeter um Millimeter schob sich das Seil knirschend über das Gestein des Abhangs nach oben.

Firjusa war schon lange außer Atem – die Höhe machte sich bemerkbar –, aber sie durfte nicht ausruhen. Der Junge da unten konnte die Besinnung verlieren, und dann ließ er sich nicht mehr heraufziehen.

Endlich tauchte sein Kopf am Rande des Schneesimses auf. Noch eine letzte Anstrengung, und der Junge lag vor ihr. Er versuchte, sich auf die Beine zu stellen, vermochte es aber nicht. Firjusa zog ihn zu sich heran, legte ihn auf den Rücken und schob ihm ihren Rucksack unter den Kopf.

„Na, wie geht es, Hermann Buhl? Kannst du wenigstens ein bißchen gehen?" fragte Firjusa.

„Ich bin doch kein Schwächling." Der Junge stand auf, setzte sich aber wieder. „Warum sagst du ‚Hermann' zu mir? Ich heiße Wolodka."

Firjusa lachte: „Hermann Buhl war ein österreichischer Bergsteiger. Er bezwang die Gipfel allein, seit ihn ein Kamerad bei der Besteigung eines Berges im Sturm und mit einem gebrochenen Bein im Stich gelassen hatte."

„So ein Schuft!" sagte Wolodka. „Und du? Warum steigst du allein in die Berge?"

„Bei mir ist das etwas anderes. Ich bin in diesen Bergen geboren und aufgewachsen."

„Gehst du oft hierher?"

„Jeden freien Sonntag. Bald kommt unsere Bergsteigergruppe. Da muß ich in Form sein. Ich bin ihr Sanitäter."

Nach kurzem Schweigen fragte Wolodka: „Bist du auch wirklich aus den Bergen?"

„Sehe ich nicht so aus?"

„Kein bißchen. Du hast helle Augen und blondes Haar."

„Na, wie fühlst du dich?" fragte sie.

„Fast normal." „Dann steh auf."

Das Mädchen half ihm auf die Beine.

„Jetzt nimm den Eispickel in die rechte Hand, und mit der linken faß mich um den Hals."

Langsam humpelten sie über den Gletscher. Die Spezialbeschläge ihrer Schuhe zerkratzten das Eis und hinterließen kurze weiße Schrammen.

Nach dreißig Schritten durfte Wolodka sich setzen und verschnaufen, während Firjusa voranging und mit dem Eispickel den weiteren Abstieg prüfte.



Bisweilen betrachtete Firjusa den Himmel. Ein harmlos aussehendes Wölkchen, das vom Hauptkamm herzog, beunruhigte sie. Es erinnerte in seiner Form an einen Amboß, sogar seine Farbe war metallisch blau.

„Ein Gewitter wird kommen, wir müssen einen Unterschlupf suchen", sagte das Mädchen mit wachsender Unruhe.

Und wie zur Bestätigung begann Ulgen leise zu bellen.

Das Gewitter brach, wie immer in dieser Gegend, plötzlich los. Zuerst durchzuckten den Himmel gezackte Blitze, dann grollte der Donner, der von den Bergen vielfach widerhallte. Und Regen prasselte nieder. Firjusa zog Wolodka unter einen Felsvorsprung. Dann schlug sie sofort einen Haken in den Fels und sicherte sich und Wolodka fest ab. Jetzt hieß es nur warten. Bald lösten den Regen vereinzelte heftige Graupelschauer ab, und dann wuchs ringsumher eine undurchsichtige Schneeregenwand empor. Von den Felsen stürzten weiße Bäche.

Firjusa wußte, daß sich der Schnee an steilen Hängen nicht hält und sofort Lawinen bildet. Und hoch über ihnen gab es sicher noch mehr Schnee und viel breitere und steilere Felshänge. Und wenn dieser weiße Wasserfall auf sie niederstürzte... Sie durfte nicht daran denken.

Sie spürte, wie Wolodka zitterte. Sie fror auch. Ihre Sachen waren durchnäßt, und es wurde von Minute zu Minute kälter. Firjusa rückte näher an Wolodka heran, und so saßen sie, die frostklammen Hände in das weiche Fell des Hundes vergraben und dem Donnern einer stürzenden Lawine lauschend, die seitlich von ihnen zu Tal ging.

„Wie heißt du?" fragte er.

„Firjusa."

„Ein schöner Name."

Wolodka fühlte, wie seine Beine allmählich gefühllos wurden. Da hörte das Gewitter so plötzlich auf, wie es begonnen hatte. Aber keine Sonne ließ sich blicken. Es wurde sogar noch kälter.

„Jetzt müssen wir aufbrechen", sagte Firjusa entschlossen und versuchte, mit den Zähnen die Rucksackschnur zu lösen. „Ich kann nicht mehr gehen", antwortete Wolodka leise. „Geh allein und hole Hilfe, sonst kommen wir beide um."

Firjusa öffnete, ohne zu antworten, ihren Rucksack, nahm ein Paar trockene Wollsocken heraus und begann Wolodka die Schuhe auszuziehen. Der linke Fuß sah ganz blau aus. Sie zog ihm die Socken an.

Nach einigen Versuchen gelang es dem Mädchen, Wolodka auf die Beine zu bringen. Er war groß und schwer, wog vielleicht sechzig Kilo. Und dieses ganze Gewicht lastete auf ihr allein.

Sie biß die Zähne zusammen und tat den ersten Schritt. Dann den zweiten, dritten ... Sie erlaubten sich nicht eher eine Verschnaufpause, bis sie fünfzig Schritte zurückgelegt hatten. Und jedesmal kurz vor dem letzten Schritt schien es ihr, daß ihr das Herz aus der Kehle springe.

Als Firjusa am Rande des Gletschers die ersten violetten Blüten eines Bergveilchens sah, rannen ihr Tränen über die Wangen. Wolodka wandte sich zur Seite, damit Firjusa sein Gesicht nicht sähe.

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch

*Schnapparing

Zeichnung: Friedrun Weißbarth

Reise mit dem FLOSSZUG

Von Fotos aus der Sowjetunion und aus nordischen Ländern kennen wir diesen Beruf: Flößer. Auf langen Stämmen stehend, dirigieren sie wagemutig die Flöße über Flüsse und Seen.

In den ersten Jahren des Bestehens unserer Republik wurde auch noch auf den Mecklenburger Seen geflößt. Später übernahmen Lkw den Holztransport. In diesem Frühjahr legten in Waren an der Müritz wieder Flöße an. „Frösi" erkundigte sich bei Betriebsteilleiter des Sägewerkes Waren, Hans Bröcker:

Wie lange wurde nicht mehr geflößt?

Fast 30 Jahre nicht. Nur die Väter von einigen „Frösi"-Lesern werden sich noch erinnern, daß Flößer Anfang der 50er Jahre auch bei uns ein ganz normaler Beruf war.

Und weshalb greift ihr auf die alte Transportmöglichkeit des Flößens zurück?

Holz hat den großen Vorteil, daß es von allein schwimmt, so ein Wassertransport verbraucht keinen Dieselkraftstoff. Außerdem zeigte sich, daß im Wasser gelagertes und transportiertes Holz eine bessere Qualität hat. Beispielsweise können Insekten das Holz nicht angreifen. Deshalb haben wir es im vergangenen Herbst wieder mit dem Flößen probiert und setzten das in diesem Frühjahr fort.

Was kann denn mit so einem Floß-Schleppzug befördert werden?

Damit man sich das besser vorstellen kann: So ein Floß aus zusammengebundenen Baumstämmen ist ungefähr 20 m lang und 5 m breit. Vier solcher hintereinander gekoppelter Flöße sind ein Floßzug. Mit ihm wird so viel Holz transportiert, wie 15 Lkw-Ladungen fassen.

Was braucht ein Flößer?

Vor allem Mut und Geschicklichkeit. Aber das allein reicht nicht. Jeder muß genau die Schiffahrtszeichen kennen und über die Besonderheiten und kritischen Ecken unserer Mecklenburger Seen Bescheid wissen. Zum Beispiel verlangt die Außenmüritz nicht nur bei einem Wetterumschlag von einem Flößer das ganze Können ab. Ein Flößer sollte auch ein wenig Sinn für „Romantik" haben: wenn so ein Floßzug über 50 km Wasserstraßen geführt wird, muß der Flößer ja stundenlang auf den schwankenden Balken stehen und trotzdem den Humor behalten.

Wer sind die neuen Mecklenburger Flößer?

Vor allem junge Leute aus dem Forstwirtschaftsbetrieb Neustrelitz. Ältere, die das Flößerhandwerk noch kannten, haben uns geholfen, den jungen Leuten zu zeigen, was bei ihrer neuen Arbeit gebraucht wird.

Würden Sie sich als Direktor selbst auf so ein Floß trauen?

Mit etwas Üben – ja. Schließlich war ich mal Flößer und habe mir in diesem Beruf einige Jahre lang nasse Füße geholt.

Es fragte Ulli Rochow



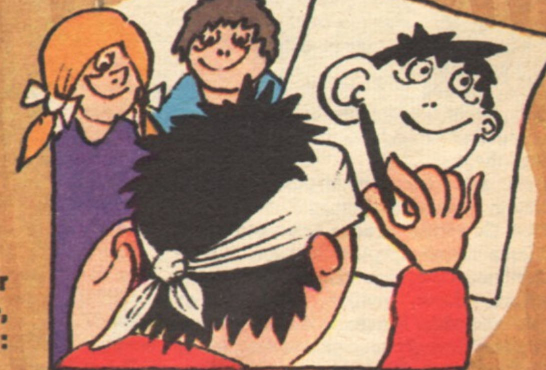
Spiele unterm Regenschirm





ABKNÖPFEN: Einen Knopf auf den Zeigefinger legen und so an den nächsten Spieler weiterreichen. Ein anderer Finger darf nicht benutzt werden. Wer den Knopf fallen läßt, scheidet aus.

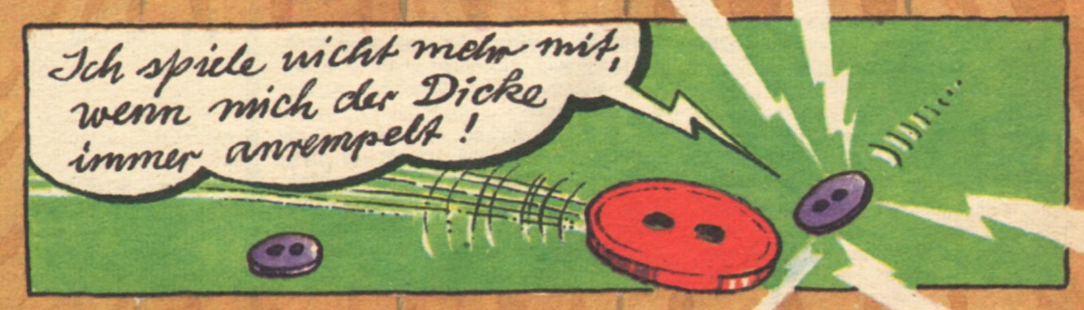
STÄDTESPIEL: Zwei Parteien sitzen sich gegenüber. Ein Mitspieler wirft einem anderen auf der gegenüberliegenden Seite ein geknotetes Tuch zu und ruft dabei den Namen einer Stadt, z. B. Dresden. Der Spieler mit dem Tuch muß eine Stadt nennen, die mit dem letzten Buchstaben von Dresden, also mit „n" beginnt. Das Tuch wird dem nächsten Spieler zugeworfen usw.



Was macht ihr, wenn im Ferienlager oder beim Spielen mit Freunden eine graue, dicke Regenwolke platzt? Unser Tip: Schirm aufspannen, weiterspielen!

WER BIN ICH? – Alle Mitspieler versuchen, nacheinander mit verbundenen Augen sich selbst zu zeichnen. Der Spielleiter schreibt hinten den Namen des Spielers auf die Zeichnung. Später muß sich jeder in einer kleinen Ausstellung wiedererkennen. Die ulkigste Zeichnung wird prämiert.





ZIELWERFEN: Zwei Mannschaften können hierbei spielen. Benötigt werden zwei Papierkörbe oder Plasteimer und kleine Bälle. Jeder hat drei Wurf. Wer die meisten Treffer hat, ist Sieger.

KNOPFFUSSBALL: Zwei Mannschaften werden gebildet, zwei Tore sind nötig. Zwei Knöpfe bilden die Tore, mit drei weiteren wird gespielt. Und zwar muß immer der mittlere Knopf zwischen den beiden anderen hindurchgeschossen werden. Geschossen wird abwechselnd. Wer wird Knopf-Torschützenkönig?

Zeichnungen: Heinz-Helge Schulze
Text: Renate Bredereck

Zeichnung: Horst Alisch
Foto: Werner Popp

DISKO zu ersteigern

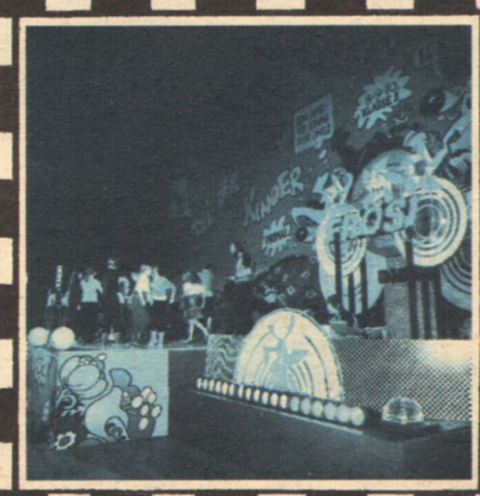
Ich/Wir haben gesammelt:

.... kg Altpapier
.... kg Schrott
.... kg Alttextilien
.... Stück Flaschen/Gläser

FRÖSI DISKO MOBIL

Bestätigung der Annahmestelle oder des Pionierleiters

Emmy versteigert die „Frösi"-Pionier-Disko! Wir bieten ein buntes Programm, drei Stunden Spiel, Spaß und Tanz rund um die rote SERO-Elefanten-Dame. Mit dabei sind Kollegen unseres Pioniermagazins und natürlich der Emmy-Elefanten-Vater, Horst Alisch. Das alles bieten wir. Was bietet ihr?
Schreibt euer Sammelergebnis auf den Tipschein und schickt ihn bestätigt an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Emmy.
Ersteigert für eure Schule oder die Pionierfreundschaft die „Frösi"-Pionier-Disko. Für drei Schulen steht sie abrufbereit. Und nebenbei vergeben wir Sportgeräte, Puzzle-Spiele und viele Emmy-Souvenirs.

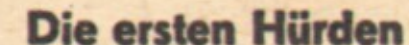




Im Zeichen von PFEIL und SCHLANGE



Es ist ein warmer, sonniger Nachmittag. Wie immer steht die Stalltür offen. Viele sind schon da. In einer halben Stunde beginnt der Reitnachmittag. Doch bis dahin gibt es noch viel zu tun.
In den Boxen stehen Pferde, deren wohlklingende Namen auf Schildern zu lesen sind. Eifrig werden die Tiere mit Striegel und Kardätsche von den Mädchen geputzt. „Ganz schön staubig, der Pater", sagt Andrea, ein Mädchen mit blondem Pferdeschwanz.
Täglich müssen die Pferde versorgt und gepflegt werden. Deshalb ist schon eine Stunde vor Beginn des Trainings ganz schön was los im Stall. Und daß ein Pferd mal auf seinen Pfleger warten mußte, das gab es bisher noch nicht.



Die ersten Hürden

Pünktlich um 15.00 Uhr kommt Frau Köhn, die Übungsleiterin der Kooperationssportgemeinschaft Reiten. Sind die Pferde auch gut versorgt? Prüfend streift ihr Blick über Almat, Pater, Madeleine, Koralle und die anderen. Alle wissen, daß Frau Köhn nicht nur Pferde auf Trab bringt. Von ihr haben sie schon viel über die edlen Tiere erfahren und jeder weiß, daß man ein Pferd nicht nur einfach satteln und losreiten kann. Ein guter Reiter muß auch ein disziplinierter und gewissenhafter Tierpfleger sein.
Seit neun Jahren leitet Frau Köhn die Sportgemeinschaft Reiten. Jeden Tag kommen Pioniere und FDJler aus Trebbin und Umgebung nach Klein-Schulzendorf. Ihnen vermittelt sie die Grundbegriffe des Reitsportes, unter ihrer Anleitung nehmen sie die ersten Hürden. Und daß ein guter Reiter nicht vom Himmel, wohl aber mal vom Pferd fallen kann, weiß auch Ina, Frau Köhns Tochter, zu berichten, die schon seit dem vierten Lebensjahr im Sattel sitzt.

„Pferdemädchen"

... könnte man fast zu ihnen sagen, denn unter den 50 Mitgliedern der KSG gibt es nur vier Jungen.
Einige sind schon lange dabei. Ina zum Beispiel reitet seit sieben Jahren, Jeanette ist seit fünf und Britta seit vier Jahren dabei. Wenn Frau Köhn die Anweisung gibt: „Geputzte Pferde werden gesattelt!", dann wird es unruhig im Stall. Stolz, den Reithut auf dem Kopf, die Gerte in der Hand, führen sie die Tiere zum Reitplatz. Hier sind die Hindernisse aufgebaut, die Britta, Ines und Katrin – unsere besten „Pferde" im Stall – bei der Kreisspartakiade überspringen mußten. Ob sie dabei an das Zeichen der Brandenburger Warmblüter – schnell wie ein Pfeil, wendig wie eine Schlange – dachten?

Text: Renate Bredereck, Fotos: Wolfgang Schmidt

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Margit Stolzenburg, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Sieglinde Behn, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Ralf Kegel, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel. – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Dr. Margit Thom, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Obering. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi" 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.
Redaktionsschluß: 1. 4. 1984